SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 18 • Jahrgang 1997

Reinhardt Becker Verlag Velten

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89597-324-6

Inhalt

Wolfgang Wurzel:

Über Sinn und Unsinn der Orthographiereform >>>

Hans-Otto Dill:

Methodologische Probleme einer Geschichte der lateinamerikanischen Literatur >>>

Byzanz und Neugriechenland.
Kolloquium der Leibniz-Sozietät am 21. September 1995
zum 75. Geburtstag von Johannes Irmscher

Johannes Irmscher:

Einleitung: Byzanz und Neugriechenland - aktuelle Fragen der Forschung >>>

André Binte:

Die Situation der Neogräzistik an der Humboldt-Universität zu Berlin >>>

Pantelis Carelos:

Mathematik in Byzanz und Barlaa von Seminara >>>

Kostantino Charalampidis:

II carattere sovrannazionale delP arte costantinopolitana >>>

Anna Filini, Maria Keramari:

Die Rolle der Frau in der Geschichte Griechenlands seit 1920 >>>

Conrad Grau:

Das Urkunden-Corpus des Oströmischen Reiches.
Die Internationale Assoziation und das Kartell der Akademien.
Ein Beitrag zur Geschichte der Byzantinistik >>>

Heinz-Uwe Haus:

Antike und Selbstbestimmung im neugriechischen Theater-Notate >>>

Armin Jähne:

Moskau - das "Dritte Rom". Zu Rußlands politischem Selbstverständnis >>>

Chung-Yang Kim:

Um das Antikebild auf der Seidenstraße Zugewinnen >>>

Anneliese Malina:

Einige Bemerkungen zu weiblichen Berufsbezeichnungen im Neugriechischen >>>

Reimar Müller:

Zur Anthropologie der Spätantike >>>

Erich Sommerfeld:

Copemicus und die Katoptrik >>>

Siegfried Wollgast:

Nicodemus Frischlin - ein junger Müntzer? >>>

Johannes Irmscher:

Schlußbemerkungen: Rückblick und Reflexion >>>

Wolfgang Ullrich Wurzel

Über Sinn und Unsinn der Orthographiereform

Die Problematik der jetzt beschlossenen Orthographiereform soll hier in einen etwas umfassenderen Zusammenhang gestellt werden, damit man sie besser einordnen und bewerten kann, als das bei einer bloßen Präsentation der geplanten Veränderungen möglich wäre. Dabei werden die folgenden Punkte behandelt:

1. Die Rechtschreibprinzipien
2. Zur Geschichte der deutschen Orthographie und der Reformbestrebungen
3. Orthographieinterne Gründe und gesellschaftliche Bedingungen einer Rechtschreibreform
4. Die vorgesehenen Veränderungen und ihr Sinn.

0. Einleitung

Als Ausgangspunkt für die Diskussion der Rechtschreibproblematik bietet sich ein Zitat von Konrad Duden an. Duden konstatiert:

"Die Schrift ist nicht für die Gelehrten, sondern für das ganze Volk da..., und dieses verlangt nichts weiter von der Schrift, als daß sie genau, und daß sie leicht zu handhaben sei" (Duden (1872: 9)).

Hier formuliert Duden zwei entscheidende Anforderungen an die Orthographie. Sie soll erstens eine an den Interessen der Masse der Bevölkerung, d.h. der Schreiber/Leser, nicht an den Spezialinteressen der Philologen, Schriftsteller usw., ausgerichtet sein, und sie soll zweitens möglichst einfach und gut handhabbar sein. Der erste Punkt sollte sich von selbst verstehen, wenn auch immer wieder (und auch in den gegenwärtigen Diskussionen) elitäre Gegenpositionen dazu vertreten werden. Aber was heißt Einfachheit und gute Handhabbarkeit einer Rechtschreibung? Diese Frage ist schwerer zu beantworten, als es den Anschein haben könnte. Beispielsweise wird der in Diskussionen oft auftretende Hinweis, daß man sich doch bei der Schreibung 'ganz einfach' nach der Sprache richten solle, der komplizierten Problematik nur sehr partiell gerecht. Vielmehr gibt es

eine ganze Reihe von durch die Orthographieforschung, die Graphematik, herausgearbeiteten allgemeinen Rechtschreibprinzipien, die jeweils unter bestimmten Gesichtspunkten (bezogen auf unterschiedliche Ebenen der Sprache) sinnvolle Kriterien für den Aufbau von Orthographien fixieren. Sie sollen im folgenden kurz erläutert werden.

1. Die Rechtschreibprinzipien

(1) Das phonetische Prinzip (Lautprinzip)

Dieses Prinzip favorisiert im Sinne der Maxime 'Schreib, wie du sprichst' eine an der Lautung, d.h. an der Lautstruktur der Sprache orientierte Schreibung der Wörter. Als allgemeine Richtschnur hat es durchaus seinen Sinn, denn es fordert eine genaue Wiedergabe der Sprachlaute durch die Schrift. Es ist aber aufgrund der vielen unterschiedlichen Laute einer Sprache für eine Orthographie insgesamt faktisch nicht praktikabel und eine strikt daran ausgerichtete Rechtschreibung wäre aufgrund der vielen unterschiedlichen Zeichen auch gar nicht wünschenswert. Verschiedene Orthographien weisen jedoch phonetische Züge auf wie etwa die des Mittelhochdeutschen, wo u.a. anstelle von modern *Rind* (mit [t]) - *Rinder* (mit [d]) und *Tag* (mit [k]) - *Tage* (mit [g]) phonetisch korrekt *rint* - *rinder* und *tac* - *tage* (das Zeichen *c* steht für [k]) geschrieben wird. Strikt nach diesem Prinzip ist jedoch die Internationale Lautschrift (die API-Umschrift) aufgebaut, bei der es ja auf eine möglichst genaue Wiedergabe der einzelnen Sprachlaute ankommt.

(2) Das phonologische Prinzip

Dieses Prinzip favorisiert eine nicht an den einzelnen Lauten, sondern an den bedeutungsdifferenzierenden Lauteinheiten der Sprache, den Phonemen, ausgerichtete Schreibung der Wörter, d.h. also beispielsweise eine einheitliche Schreibung des *ich*- und des *ach*-Lautes (phonetisch [ç] bzw. [x]) wie in *Bach* - *Bäche* oder sämtlicher unterschiedlicher r-Laute im Deutschen, die ja jeweils keine Bedeutungen differenzieren. Von den europäischen Sprachen haben beispielsweise Polnisch und Tschechisch eine stark phonologisch orientierte Rechtschreibung.

(3) Das morphologische Prinzip (Stammprinzip)

Das morphologische Prinzip favorisiert eine einheitliche (oder weitgehend einheitliche) Schreibung von einheitlichen Wortstämmen in verwandten

Wörtern. Ihm folgt im wesentlichen die *e/ä*-Schreibung für das kurze e (phonetisch [ɛ]) im Deutschen, vgl. z.B. *Ball - Bälle - Bällchen* vs. *bellen - belle* oder *Strang - Stränge* vs. *Strenge*.

(4) Das grammatische Prinzip

Das Prinzip bedingt die Wiedergabe von grammatischen Eigenschaften der Sprache in der Schreibung von Wörtern und Sätzen. Nach diesem Prinzip werden im Deutschen die Substantive im Unterschied zu den anderen Wortarten mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, ebenso in fast allen Alphabetschriften das jeweils erste Wort des Satzes. Auch daß Wörter durch Spatien eingegrenzt geschrieben werden, ist diesem Prinzip geschuldet (vgl. dagegen das ältere Altgriechische und das ältere Latein, wo ohne Spatien geschrieben wurde).

(5) Das Homonymieprinzip

Das Homonymieprinzip favorisiert die schriftliche Wiedergabe von lautlich gleichen Wörtern mit unterschiedlicher Bedeutung durch differenzierende unterschiedliche Schreibungen, wie es im Deutschen beispielsweise bei *Weise* vs. *Waise, Lied* vs. *Lid* und *malen* vs. *mahlen* der Fall ist. Das setzt aber natürlich voraus, daß die jeweilige Rechtschreibung überhaupt über Mittel dafür verfügt. So kann man z.B. *Ball* 'Sportgerät' und *Ball* 'Tanzveranstaltung' und *kosten* 'den Geschmack prüfen' und *kosten* 'einen Preis haben' eben nicht auf diese Weise schriftlich differenzieren. Die Befolgung dieses Prinzips ist damit in alphabetischen Orthographien von vornherein eingeschränkt. Hingegen funktionieren Begriffsschriftsysteme (ideographische Systeme) wie die chinesische Schrift im allgemeinen strikt nach diesem Prinzip. Phonologisch gleiche Wörter mit unterschiedlicher Bedeutung werden mit unterschiedlichen Zeichen geschrieben.

Einen vollkommen anderen Status als die bisher angeführten Rechtschreibprinzipien hat das folgende Prinzip:

(6) Das historische Prinzip

Das Wesen dieses Prinzips besteht darin, daß es nicht an der phonologischen (oder phonetischen) Struktur der Wörter der jeweiligen Sprache orientiert ist, sondern an der entsprechenden Struktur von früheren Stufen dieser Sprache bzw. bei Fremdwörtern an der Struktur der Herkunftssprache. Ein Beispiel dafür ist die deutsche *ie*-Schreibung für langes i (phonetisch [i:]) in Wörtern wie *Liebe, Lied* und *Wiese*, die der Ausspra-

che des Mittelhochdeutschen (als [iə]) entspricht. Hierher gehören auch die nicht angepaßten Schreibungen von Fremdwörtern wie *Orthographie, Philosophie, Outfit* und *Pipeline*. Insgesamt spielen Schreibungen nach dem historischen Prinzip im Deutschen eine relativ untergeordnete Rolle. Anders bekanntlich im Englischen, dessen Rechtschreibung in sehr starkem Maße historisch ist. Ein extremes Beispiel bietet die orthographische Wiedergabe des langen i (phonetisch [i:]), für das es nicht weniger als acht unterschiedliche Schreibungen gibt, vgl. *wheel* 'Rad', *eat* 'essen', *procedure* 'Verfahren', *receive* 'empfangen', *key* 'Schlüssel', *retrieve* 'widerfinden', *aerial* 'auf die Luft bezogen' und *phoenix* 'Phönix'. Der einzige Vorteil, den historische Schreibungen haben, besteht in einer Wahrung der historischen Kontinuität und bei Fremdwörtern zusätzlich in der gleichen Wiedergabe der Wörter in mehreren Sprachen. Den Interessen des Großteils der Schreiber und Leser kommen sie damit nicht entgegen.

Wie bereits die Beispiele zeigen, orientieren sich die Orthographien der einzelnen Sprachen in höchst unterschiedlicher Weise an den verschiedenen Prinzipien. Doch alle Prinzipien außer dem historischen dienen jeweils auf ihre Weise der Einfachheit und Handhabbarkeit der Rechtschreibung durch die Masse der Schreiber und Leser. Wie aber leicht zu sehen ist, verhalten sich die Prinzipien im konkreten Fall oft widersprüchlich zueinander. So ist, wie zu zeigen war, die deutsche *ch*-Schreibung phonologisch, sie widerspricht aber dem phonetischen Prinzip, weil zwei unterschiedliche Laute, der *ich*-Laut (phonetisch [ç]) und der *ach*-Laut (phonetisch [x]) gleich geschrieben werden; die *e/ä*-Schreibung ist morphologisch, sie widerspricht dem phonetischen und dem phonologischen Prinzip; die Schreibungen nach dem Homonymieprinzip widersprechen dem phonetischen, dem phonologischen und dem morphologischen Prinzip, denn die entsprechenden Wörter wie *Weise* und *Waise, Lied* und *Lid* usw. haben jeweils eine völlig gleiche Form usw. usf. Dazu kommt als ganz entscheidender Punkt das unterschiedliche Interesse von Lesern einerseits und Schreibern andrerseits. So stellt z.B. die Großschreibung von Substantiven ohne Zweifel eine Erschwernis und damit eine Fehlerquelle für den Schreiber, aber durchaus eine Erleichterung für den Leser dar. Das alles bedeutet, daß es faktisch keine unter allen Aspekten ideale Rechtschreibung geben kann. In vielen Fällen ergeben sich Konflikte. Man kann also nur versuchen, die Prinzipien in den einschlägigen Fällen sinnvoll zu gewichten und die unterschiedlichen Aspekte der Ausrichtung der Orthographie in ein möglichst praktikables Verhältnis zu bringen. Wie das aussehen sollte, daran scheiden sich die Geister, nicht nur die der

Laien, sondern auch die der Orthographiefachleute und Linguisten. Das ist eines (aber nur eines) der Dilemmata jeder Rechtschreibreform und damit auch der jetzt anstehenden.

2. Zur Geschichte der deutschen Orthographie und der Reformbestrebungen

Die Geschichte der deutschen Orthographie und die der entsprechenden Reformbestrebungen sind faktisch nicht voneinander zu trennen, weil eigentlich seit es eine neuhochdeutsche Orthographie gibt, auch über deren Verbesserung debattiert wird.

An der Etablierung einer neuhochdeutschen Orthographie waren im 16. und 17. Jahrhundert vor allem die Drucker beteiligt, die naturgemäß ein großes Interesse daran hatten. Eine wichtige Rolle für ihre Weiterentwicklung spielten dann im 18. Jahrhundert Schriftsteller und Grammatiker wie Gottsched, Klopstock und Adelung, die für ihre Vereinheitlichung wirkten und auch Verbesserungen einbrachten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert nahmen dann die Reformbestrebungen, die in sehr unterschiedliche Richtungen gingen, erneut zu. Es wirkt wie Ironie, daß gerade der Begründer einer wissenschaftlichen Germanistik, Jakob Grimm, der deutschen Orthographie einen wahren Bärendienst erwiesen hat. Grimm sah, daß die Rechtschreibung seiner Zeit keinen einheitlichen Kriterien folgte und in vielen Punkten unzweckmäßig war. Er schlug deshalb vor, sie konsequent gemäß dem historischen Prinzip nach dem Mittelhochdeutschen umzugestalten, also einer Sprachform, die bereits seit Jahrhunderten nicht mehr gesprochen wurde. Zugleich gab es gegenteilige Vorschläge, das Deutsche konsequent phonologisch ('lautbezogen', wie man damals sagte) zu schreiben. Die Vertreter der beiden Richtungen verspotteten sich gegenseitig als *leffel*-Partei (bezogen auf *Löffel* nach mittelhochdeutsch *leffel*) bzw. als *fi*-Partei (bezogen auf *Vieh* nach 'lautbezogener' Schreibung). Da es noch keine gefestigte orthographische Norm gab, wurden die Reformvorschläge von unterschiedlichen Schreibern in unterschiedlichster Weise befolgt, so daß schließlich eine erhebliche orthographische Verwirrung entstand. Konrad Duden sagt später darüber: "Nicht zwei Lehrer der gleichen Schule und nicht zwei Korrektoren derselben Offizin waren in allen Stücken über die Rechtschreibung einig: und eine Autorität, die man hätte anrufen können, gab es nicht" (Duden (1902: 762)).

In dieser Situation trat Konrad Duden, erfahrener Deutschlehrer und Gymnasialdirektor, selbst auf den Plan. Duden verfolgte von Anfang an

zwei große Ziele, erstens die Vereinheitlichung und zweitens die Vereinfachung der deutschen Orthographie im Sinne des phonologischen und des morphologischen Prinzips einschließlich der Fremdworteindeutschung. Nicht zuletzt aufgrund von Dudens Engagement kam es 1876 zur 1. Orthographischen Konferenz in Dresden (u.a. nahmen daran die bekannten Wissenschaftler Raumer, Wilmanns, Scherer und Sanders teil, sozusagen die 'erste Garnitur' der damaligen Germanistik!). Diese beschloß dann auch maßgebliche Veränderungen für die deutsche Orthographie, so den Wegfall des 'Dehnungs-*h*' in Wörtern wie *kahl, Kohl* und *kühl* und eine Verbesserung der *s/ss/ß*-Schreibungen. Das sorgte bei bestimmten konservativen Leuten für große Aufregung, viele Schriftsteller protestierten (!). Die preußische Schulverwaltung wies vor allem auf Betreiben Bismarcks den Reformentwurf zurück. Duden sah, daß unter den gegebenen Umständen nicht eine Vereinheitlichung und eine Verbesserung der Orthographie zugleich zu erreichen waren, er entschied sich dafür, zunächst für die Vereinheitlichung zu kämpfen. 1880 legte er dann sein an den preußischen und bayrischen Regeln (die es inzwischen gab) orientiertes "Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache" vor, den ersten DUDEN. Konrad Duden sagt im Vorwort, daß die darin fixierte Orthographie "nichts weniger als das Ideal des Verfassers" sei (Duden (1880: VII)), aber sie habe die Chance, sich im ganzen deutschen Sprachraum durchzusetzen, was ja dann Schritt für Schritt auch eintrat. Ihre Verbesserung stand weiter auf der Tagesordnung; sie sollte dann später erfolgen. Auf der 2. Orthographischen Konferenz 1901 in Berlin wurde dann die DUDEN-Orthographie mit geringen Verbesserungen (Beseitigung von *ph* und *th* in Wörtern deutschen Ursprungs wie *Efeu* und *Taler*, Angleichungen von Fremdwörtern) für das gesamte deutsche Sprachgebiet als verbindlich erklärt. Eine wirkliche Reform der Rechtschreibung konnte jedoch wiederum nicht erreicht werden. Die Rechtschreibung von 1901 ist, abgesehen von weiteren Fremdworteindeutschungen, im Prinzip noch die heutige.

Auch nach Dudens Tod 1911 gingen die Reformbestrebungen weiter. Wiederum erfolglose Neuansätze gab es nach dem 1. Weltkrieg und zu Beginn der dreißiger Jahre. Auch in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg wurde die Rechtschreibreform wieder auf die Tagesordnung gesetzt. Einer der ersten, die sich dafür öffentlich engagierten, war der bekannte Linguist und Volkskundler Wolfgang Steinitz, der von der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung in der sowjetischen Besatzungszone beauftragt worden war, einen Reformentwurf auszuarbeiten. In einem programma-

tischen Artikel in der "Täglichen Rundschau" vom 27. 11. 1946 forderte Steinitz u.a. die gemäßigte Kleinschreibung, eine einheitliche Schreibung des Diphthongs *ei/ai* sowie des f-Lautes (anstelle von *f*, *v* und *ph*), den Wegfall des überflüssigen Buchstaben *x* und eine konsequente Eindeutschung der Fremdwörter, soweit diese nicht ausgesprochene Fachtermini sind. Abgesehen von eher zögerlichen Eindeutschungen wird keiner dieser Punkte von der jetzt beschlossenen Reform in Angriff genommen! Auch die Bemühungen von Steinitz und anderen scheiterten, vor allem daran, daß sie in den Westzonen bzw. dann in der Bundesrepublik auf Ablehung stießen. 1954 wurden dann von Vertretern der DDR, der Bundesrepublik, Österreichs und der Schweiz die sogenannten "Stuttgarter Empfehlungen" zur deutschen Rechtschreibung erarbeitet, die u.a. die Kleinschreibung und die einheitliche Schreibung von langen Vokalen (vgl. *Aal, Wahl* und *Wal*) vorsahen. Sie wurden jedoch, auch in abgeschwächter Form, von offiziellen Stellen zuerst der Schweiz und dann auch der Bundesrepublik zurückgewiesen, wobei man sich übrigens wiederum auf Schriftstellerproteste berufen konnte.

Die Erarbeitung der jetzigen Refomvorstellungen geht bis ins Jahr 1972 zurück. In diesem Jahr trat in Wien eine Arbeitsgruppe von Sprachwissenschaftlern aus den vier größeren deutschsprachigen Staaten zusammen, darunter auch Wissenschaftler aus dem Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR, die sich dann in regelmäßigen Abständen traf. Anfangs wurden recht weitgehende Zielvorstellungen verkündet, darunter wiederum die Einführung einer gemäßigten Kleinschreibung. Doch im Laufe der Jahre wurden die Vorstellungen immer zurückhaltender und bescheidener. Ein entsprechendes Reformprogramm wurde dann auf der Wiener Orthographiekonferenz 1994 verabschiedet und der Öffentlichkeit vorgestellt. Auch dieses bescheidene Programm wurde dann durch Intervention von bundesdeutschen Kultusministern in einigen Punkten noch weiter zurückgedreht. So wollte man z.B. das *h* in *Apotheke* und *Thron* nicht missen und den *heiligen Vater* (um Gottes Willen) nicht mit einem kleinen *h* geschrieben sehen. Es klingt wie ein Hohn auf den Reformgedanken, wenn man in einer offiziösen Publikation des Dudenverlags zur Reform liest: "Tiefgreifende Veränderungen bringt die Neuregelung nicht, kann sie auch gar nicht bringen" (DUDEN-Redaktion (1994: 7)). Weshalb kann sie eigentlich nicht? Was von den Reformgedanken noch übrig ist, werden wir gleich im einzelnen sehen, doch vorher noch einige Worte zu den orthographieinternen Gründen und den gesellschaftlichen Bedingungen einer Rechtschreibreform.

3. Orthographieinterne Gründe und gesellschaftliche Bedingungen einer Rechtschreibreform

Die von uns kurz verfolgten ständigen Bemühungen um eine Reform der deutschen Rechtschreibung zeigen deutlich, daß diese in ihrer jetzigen Form reformbedürftig ist. Die systematische Auswertung von Schreibfehlern, besonders von Kindern in der Schule, aber auch von Erwachsenen, weisen in die gleiche Richtung. Doch was sind die allgemeinen Gründe dafür, daß überlieferte Orthographien zu bestimmten Zeiten als reformbedürftig empfunden werden? Hier sind in erster Linie die folgenden Faktoren zu nennen:

(1) Die ständige Veränderung der Sprache: Die Orthographie soll die gesprochene Sprache auf möglichst einfache und praktikable Weise wiedergeben. Da sich die Sprache ständig verändert, muß die Orthographie zumindest von Zeit zu Zeit wieder an die Sprache angepaßt werden, wenn die Differenz von Schrift und Sprache nicht zu groß werden und die Orthographie für die Schreiber/Leser gut handhabbar bleiben soll. Dafür ein Beispiel: Im modernen Deutschen hat sich eine beachtliche Anzahl von neuen einheitlichen Begriffen herausgebildet, die formal Zusammensetzungen aus einem Substantiv und einem Verb bestehen, vgl. etwa *Auto fahren, Korrektur lesen, Staub saugen* und *Wort halten*. Sie bezeichnen sozusagen institutionalisierte Tätigkeiten. Grammatisch verhalten sie sich wie die sonstigen trennbaren Verben wie *anstehen, freigeben* und *stattfinden*. Daß es sich dabei um einheitliche Verben und nicht um syntaktische Fügungen handelt, wird besonders darin deutlich, daß einige von ihnen (sekundäre) Akkusativobjekte annehmen, vgl. *einen Artikel Korrektur lesen, ein Zimmer Staub saugen*. Diese Verben sollten entsprechend auch orthographisch nach dem grammatischen Prinzip (das hier zu keinem anderen Prinzip in Widerspruch steht) als einheitliche Wörter behandelt werden. Das würde konsequenterweise Schreibungen wie *staubsaugen* bzw. *er saugt das Zimmer staub* analog zu *stattfinden, es findet statt* implizieren. (Die Rechtschreibreform geht hier gerade den gegenteiligen Weg.)

(2) Die Existenz von Ausnahmen zu sonst generellen Rechtschreibregeln: Ausnahmen, die aus unterschiedlichsten (oft auch zufälligen) Gründen in die Orthographie gelangt sein können, verkomplizieren diese naturgemäß. Sie zu beseitigen ist entsprechend legitim. Auch dazu ein Beispiel: Im Deutschen steht im allgemeinen ein Konsonantbuchstabe nach langem Vokal, zwei (oder mehr) nach kurzem Vokal, vgl. (*der*) *Wal* vs. *Wall,*

raten vs. *Ratten*. Eine Ausnahme dazu bilden *ß*-Schreibungen in Fällen wie *Fluß, Nuß* und *Haß*. Hier sollte entsprechend *Fluss, Nuss* und *Hass* geschrieben werden; vgl. *Fluß* mit Kurzvokal und *Floß* mit Langvokal, gegenwärtig in der Schreibung nicht unterschieden.

(3) Die Übernahme von Fremdwörtern, besonders in die Allgemeinsprache: Auch deren Schreibung widerspricht häufig den sonst generellen Regeln nach dem phonologischen Prinzip. Weil heute faktisch zu jeder Zeit neue Fremdwörter übernommen werden, steht dieses Problem faktisch ständig. Im ersten DUDEN von 1880 erscheinen noch die Schreibungen *Sauce, Shawl* und *Strike* (daneben aber auch schon *Streik*), die inzwischen längst orthographisch angeglichen sind. Heute harren entsprechend Fälle wie *Chicoré, Necessaire* und *Thunfisch* der Angleichung.

(4) Die Umbewertung der Bedeutung der einzelnen Rechtschreibprinzipien: Gründe dafür können sowohl neuere Erkenntnisse der Sprachwissenschaft als auch die systematische Untersuchung von Quellen für Rechtschreibfehler sein. Früher dominierte in Fachkreisen weitgehend die Meinung, daß die Substantive nach dem grammatischen Prinzip groß geschrieben werden sollten, heute dagegen, daß sie, wie übrigens in allen anderen Sprachen, nach dem phonologischen Prinzip klein geschrieben werden sollten. (Als letztes Land außerhalb des deutschen Sprachraums schaffte Dänemark 1948 die Großschreibung der Substantive ab.) Wie bekannt tastet auch die geplante Reform die Substantivgroßschreibung nicht an.

Doch eine Rechtschreibreform hat natürlich nicht nur eine innerorthographische, sondern auch eine gesellschaftliche Seite. Hier stellt sich zunächst die generelle Frage, ob und wenn ja in welchem Maße man überhaupt in die Orthographie eingreifen darf und sollte. Die Beantwortung dieser Frage hängt von einer anderen Frage ab, nämlich: Was ist überhaupt eine Orthographie ihrem Wesen nach? Gerade hier gibt es viele Mißverständnisse und Fehlauffassungen. Die Orthographie ist nicht Teil der Sprache als einer historisch gewordenen Erscheinung, sondern vielmehr nichts anderes als eine gesellschaftliche Vereinbarung zur schriftlichen Wiedergabe der Sprache, eine festgelegte Konvention. Damit ist sie, wie Steinitz in seinem zitierten Artikel sinngemäß schreibt, kein 'heiliges Kulturgut', das man nicht antasten darf, ohne daß Schaden entsteht. Steinitz verweist in diesem Zusammenhang auf das Beispiel der nach der Oktoberrevolution durchgeführten, doch recht weitgehenden russischen Rechtschreibreform. Man kann also eine Rechtschreibung im Interesse der

Gesellschaft, der Schreiber und Leser, durchaus verändern. Das Interesse der Gesellschaft wird dabei (man vgl. noch einmal das einleitende Duden-Zitat) nicht primär durch die bildungstragenden Schichten, sondern durch die Masse der Bevölkerung bestimmt. Rechtschreibungen sind also aufgrund ihres Status durchaus reformierbar, was auch viele Beispiele aus anderen Sprachen zeigen, wenn das auch gegen gewohnte und möglicherweise liebgewordene Konventionen verstößt.

Dabei sollte man aber einen wesentlichen Punkt im Auge behalten: Veränderungen gesellschaftlicher Konventionen (wir erleben das heute alle) bringen immer auch Probleme mit sich. Das gilt auch für eine Rechtschreibreform und ist bei der Konzipierung einer solchen von vornherein zu berücksichtigen. So würde eine im wirklichen Sinne radikale Umstellung der Orthographie, bei der sozusagen kein Stein auf dem anderen bliebe, zu verschiedenen nicht zu unterschätzenden Problemen führen. Auf alle Fälle müßte man, zumindest für eine gewisse Zeit, mit einer starken orthographischen Verwirrung rechnen, unter der vor allem die Schule zu leiden hätte. Desweiteren ergäben sich große Schwierigkeiten beim Umgang mit alphabetischen Lexika, Dateien, Verzeichnissen aller Art usw. Schließlich müßte man auch mit der Gefährdung der Lesbarkeit älterer literarischer und wissenschaftlicher Werke und von Druckerzeugnissen überhaupt rechnen. In diesem Zusammenhang kommen dann auch ästhetische Fragen ins Spiel (oft genanntes Stichwort: Goethe in einer vollkommen vom Original abweichenden Orthographie). Ich will diese Problematik hier nur erwähnen, ohne näher darauf einzugehen. Jedenfalls muß die denkbar radikalste Lösung nicht die unter allen (oder den meisten) Gesichtspunkten beste sein. Keiner von den genannten Punkten ist übrigens relevant für das beschlossene Reförmchen, und auch die gemäßigte Kleinschreibung brächte in dieser Hinsicht keine wirklichen Probleme. Die Proteste gegen die Rechtschreibreform aus konservativer Sicht, die in der Reform eine Verunstaltung der deutschen Orthographie oder gar der deutschen Sprache (!) sehen, sind damit also gegenstandslos.

4. Die vorgesehene Reform und ihr Sinn

Die im Rahmen der Reform geplanten Veränderungen beziehen sich auf die Bereiche

1. Buchstabenschreibung,
2. Getrennt- und Zusammenschreibung,

3. Groß- und Kleinschreibung,
4. Silbentrennung,
5. Kommasetzung.

Im folgenden die wichtigsten vorgesehenen Veränderungen. (Eine kurz zusammengefaßte Darstellung des Inhalts der geplanten Reform findet sich in Eisenberg (1996), eine ausführliche in Gallmann/Sitta (1997).)

4.1. Buchstabenschreibung

4.1.1. Einen wesentlichen Punkt in der Veränderung von Buchstabenschreibungen stellt die Schreibung der Fremdwörter dar. Hier ist vorgesehen, neben den bisherigen wenig oder nicht eingedeutschten Schreibungen stärker eingedeutschte Varianten einzuführen, die dem phonologischen Prinzip entsprechen. Im einzelnen sind die folgenden Ersetzungsmöglichkeiten vorgesehen.

Bei Vokalen:

ai > *ä*: z.B. in *Drainage - Dränage, Polonaise - Polonäse,*
é > *ee*: z.B. in *Doublé - Dublee, Varité - Varitee,*
ou > *u*: z.B. in *Doublé - Dublee, Nougat - Nugat.*

Bei Konsonanten:

ph > *f*: z.B. in *Orthographie - Orthografie* (aber weiter mit *th*!), *Phon - Fon,*
gh > *g*: z.B. in *Ghetto - Getto, Spaghetti - Spagetti,*
qu > *k*: z.B. in *Kommuniqué - Kommunikee,*
rh > *r*: z.B. in *Katarrh - Katarr, Myrrhe - Myrre,*
c > *ss*: z.B. in *Facette - Fassette, Necessaire - Nessessär,*
c > *k*: z.B. in *Chicoré - Schikoree,*
ch > *sch*: z.B. in *Chicoré - Schikoree, Sketch - Sketsch,*
th > *t*: z.B. in *Panther - Panter, Kathode - Katode.*

Hier wird die sinnvolle Tradition der schriftlichen Eindeutschung von Fremdwörtern fortgesetzt, wie sie im Grunde bereits seit dem Mittelhochdeutschen gang und gäbe ist. Auch die zwischenzeitliche Einführung von Dubletten zur allmählichen gewöhnung an die neuen Schreibungen ist vernünftig, sie entspricht übrigens den Vorstellungen Konrad Dudens. Nichtsdestoweniger ergeben sich durch die nur sehr inkonsequente Eindeutschung Probleme. Beispielsweise kann künftig wohl *Orthografie*

und *Pornografie* geschrieben werden, nicht aber **Geografie, *Lexikografie* usw. Desweiteren sind demnächst *Fon, Fonstärke, fonografisch* möglich, Wörter wie *Phonetik, phonetisch, Phonologie, phonologisch* behalten aber ausschließlich die alte Schreibung. Hier ergeben sich Uneinheitlichkeiten, die dem morphologischen Prinzip widersprechen. Weiter: Weshalb werden nicht andere gemeinsprachliche Wörter wie *Apotheke* und *Theater* einbezogen, was sind die Kriterien? Eine grundsätzliche Frage ist, ob man nicht auch die Fachwörter in der Schreibung stärker eindeutschen sollte. Die Skandinavier jedenfalls leben auch mit *filosofi* und *ortografi* sehr gut. Es lohnt sich zumindest darüber nachzudenken.

4.1.2. Die andere Gruppe bilden hier neue Schreibungen nach dem morphologischen Prinzip (Stammprinzip). Besonders auffällig ist hier die Ersetzung von *e* durch *ä* bzw. von *eu* durch *äu* in einer Reihe von Fällen. So soll in Zukunft u.a. geschrieben werden: *behände* statt *behende* wegen *Hand*, *belämmert* statt *belemmert* wegen *Lamm*, *Stängel* statt *Stengel* wegen *Stange*; *schnäuzen* statt *schneuzen* wegen *Schnauze* usw.

Wie ist das zu bewerten? Für den gleichen kurzen e-Laut (phonetisch [ɛ]) gibt es im Deutschen sowohl die *e*- als auch die *ä*-Schreibung. Die *e*-Schreibungen stellen den Normalfall dar, die *ä*-Schreibungen bilden die Ausnahmen. Das gleiche gilt für die Schreibung des Vokals im Diphthong *eu/äu*. Entsprechend sollte eine Vereinheitlichung zugunsten von *e* bzw. *eu* vorgenommen werden, wenn die betreffenden Wörter nicht eindeutig von Wörtern mit *a* bzw. *au* abgeleitet sind wie *Bälle* und *Bällchen* von *Ball*, so z. B. in Fällen wie *Geschäft und -wärts* bzw. *Säule* und *räuspern*. Doch die Reform sieht gerade die Ausdehung der *ä/äu*-Schreibung vor, wenn es sich nach Ansicht der Reformer auch nur irgendwie rechtfertigen läßt. Daß das Wort *behende* ursprünglich einmal von *Hand* abgeleitet worden ist, wissen heute nur noch Philologen, und niemand wäre wohl einverstanden, wenn man ihm sagte, daß er die Tätigkeit des *Schneuzens* mit oder an seiner *Schnauze* verrichtet. Der Gipfelpunkt des Ganzen ist hier die vorgesehene Schreibung *Gämse* statt *Gemse*, weil es im Oberdeutschen ein Wort *Gams* gibt, von dem *Gemse* übrigens nicht einmal abgeleitet ist (vgl. Pfeifer (1993: 422)). Diese 'Verbesserungen' widersprechen der heutigen Sprachwirklichkeit und dem Verlauf der Sprachentwicklung und sind entsprechend abzulehnen, weil sie die Zahl der Ausnahmen eben nicht verringern, sondern vergrößern. Dieser Punkt ist entsprechend einer der von Fachleuten am stärksten kritiserten des gesamten Reformvorhabens.

Anders stellen sich die meisten übrigen vorgesehenen neuen einheitlichen Schreibungen von Stämmen dar. So soll demnächst u.a. geschrieben werden *Stopp* wegen *stoppen*, *Tipp* wegen *tippen* und *Ass* wegen *Asse*. (Eine Inkonsequenz ist, daß in Fällen wie *Iltis - Iltisse* und *Zirkus - Zirkusse* die uneinheitliche Schreibung der Stämme erhalten bleibt.). Desweiteren sind u.a. *nummerieren* wegen *Nummer* und *platzieren* wegen *Platz* vorgesehen. Auf die Problematik der *s/ß*-Schreibungen wurde bereits verwiesen. Hier soll die Orthographie dahingehend regularisiert werden, daß nach kurzem Vokal künftig konsequent *ss*, nach langem Vokal dagegen *ß* geschrieben wird, also z.B. *Fluss - Flüsse*, aber weiterhin *Floß - Flöße*. Die neuen Schreibungen entsprechen sowohl dem morphologischen Prinzip (einheitliche Schreibung der Stämme) als auch dem phonologischen Prinzip und sind entsprechend zu begrüßen. Hierher gehört ferner die neue Verfahrensweise, bei Zusammensetzungen generell drei gleiche Konsonantbuchstaben beizubehalten, was bisher nur galt, wenn ein weiterer Konsonantbuchstabe folgt. Bisher also schon *fetttriefend* und *Schifffracht*, jetzt auch *Schritttempo*, *Schifffahrt*, *Brennnessel* und *Kaffeeersatz*. Inkonsequenterweise unterbleibt die Dreifachschreibung des Konsonanten aber im Wort *Mittag*.

4.2. Getrennt- und Zusammenschreibung

Auch dieser Problemkreis wurde im Zusammenhang von Orthographie und Sprachveränderung schon kurz diskutiert. Hier ist die gegenwärtige Rechtschreibung wirklich, speziell bei den zusammengesetzten Verben, sehr inkonsequent, vgl. *radfahren*, aber *Auto fahren* oder *eislaufen*, aber *Ski laufen*. Die neue Rechtschreibung strebt hier eine möglichst konsequente Lösung dergestalt an, daß nahezu alle diese mit Substantiven gebildeten komplexen Verben in Zukunft getrennt geschrieben werden sollen. Ausnahmen sind nur wenige Verben wie *haushalten, heimkommen, irreführen, standhalten, stattfinden, teilnehmen, wetteifern* und *wundernehmen*. Es wurde bereits darauf verwiesen, daß die betroffenen Verben, unabhängig von ihrer gegenwärtigen Schreibung, einheitliche Begriffe bezeichnen und sich syntaktisch wie einheitliche Wörter verhalten und entsprechend auch als einheitliche Wörter geschrieben werden sollten, vgl. Beispiele wie *brustschwimmen, eislaufen, Fuß fassen, Gefahr laufen, nottun, staubsaugen, Stellung nehmen* und *Wort halten*. Die Zahl solcher Bildungen nimmt ständig zu. Sie sollen jetzt alle getrennt und ihre substantivischen Bestandteile groß geschrieben werden, soweit sie im Satz syntaktisch getrennt werden können. Das bedeutet, daß z.B. *probelaufen*

künftig *Probe laufen* geschrieben werden soll, vgl. *sie laufen Probe*, aber *paarlaufen* weiterhin als ein Wort zu schreiben wäre, weil es **sie laufen Paar* nicht gibt. Das ist nicht nur inkonsequent, sondern führt auch zu zusätzlichen Problemen. Das zeigt sich beispielsweise bei den Verben *brustschwimmen* und *rückenschwimmen*. Nach dem neuen, bereits nach den künftigen Regeln gestalteten DUDEN (1996) sollen diese Verben weiterhin zusammengeschrieben werden, weil sie angeblich 'im allgemeinen' nur als Infinitive vorkommen. In der Sportsprache sind aber *er schwimmt Brust*, *sie schwimmt Rücken* usw. schon seit Jahrzehnten völlig geläufig. Das heißt dann aber, daß nach der Reform in der Sportsprache *Brust schwimmen* und *Rücken schwimmen* zu schreiben wäre. Die neuen Regeln schaffen hier also eindeutig Verwirrung und Uneinheitlichkeiten. Die Ausdehung der Getrenntschreibung bei den Verben mit substantivischem Erstglied widerspricht sowohl den gegenwärtigen sprachlichen Verhältnissen (hier speziell dem grammatischen Prinzip) als auch dem Verlauf der Sprachentwicklung. Besonders deutlich wird das in Fällen, in denen der substantivische Bestandteil als eigenständiges Wort veraltet ist (*achtgeben - die Acht*?), in der entsprechenden Bedeutung veraltet ist (*nottun - Not* bedeutet hier nicht 'Not', sondern 'Notwendigkeit') oder faktisch überhaupt nicht mehr existiert (*kehrtmachen - Kehrt*?). Neue Inkonsequenzen entstehen auch dadurch, daß z.B. aus unerfindlichen Gründen künftig *Hof halten* zu schreiben ist, aber weiterhin *haushalten* geschrieben werden kann. In allen diesen Fällen hätte man sich eine Vereinheitlichung zugunsten der Zusammenschreibung gewünscht, verbunden mit der zeitweisen Einführung von Dubletten, um den Übergang zu erleichtern. Das gleiche gilt übrigens auch für andere zusammengesetzte Verben wie *kennenlernen, flötengehen* und *laufenlassen*; *glattgehen, naheliegen* und *parallelschalten*, die alle demnächst ebenfalls getrennt geschrieben werden sollen. Unterschiede wie zwischen *flötengehen* (übertragen) und *flöten gehen* (wörtlich) gehen dadurch verloren. Hingegen bleibt der Unterschied zwischen *kleinschreiben* 'mit kleinem Anfangsbuchstaben schreiben' und *klein schreiben* 'in kleiner Schrift schreiben' erhalten. Verbindungen von Adjektiv und Verb werden weiterhin nur noch zusammengeschrieben, wenn die Adjektive weder gesteigert noch erweitert werden können, was bei *kleinschreiben* 'mit kleinem Anfangsbuchstaben schreiben' sowie bei Wörtern wie *schwarzarbeiten* und *totschlagen* der Fall ist. Ähnliche Problemfälle treten auch bei der geplanten Schreibung von zusammengesetzten Partizipien auf. So soll künftig *Blut saugend* geschrieben werden, weil es *er saugt Blut* heißt, aber wie bisher *blutstillend*, weil es *er stillt das Blut* heißt usw.usf.

4.3. Groß- und Kleinschreibung

Die mit der Erarbeitung des Projekts beauftragten Wissenschafler haben sich bekanntlich nicht dazu aufraffen können, die sogenannte gemäßigte Kleinschreibung, d.h. die Kleinschreibung aller Wörter mit Ausnahme des Satzanfangs und von Eigennamen, wie in den anderen Sprachen mit Alphabetschriften, vorzusehen. Damit bleibt eine der häufigsten Fehlerquellen der deutschen Orthographie auch künftig erhalten. In diesem Bereich sind zwar einige Änderungen vorgesehen, ob diese aber (wie vorgegeben) tatsächlich Vereinfachungen darstellen, ist durchaus zweifelhaft. So soll also demnächst (wie schon erwähnt) *Not tun, es tut Not, Rad fahren, sie fährt Rad* usw. geschrieben werden. Des weiteren ändert sich die Schreibung von bestimmten Zeitangaben wie *heute morgen* und *gestern abend*, deren zweite Bestandteile groß geschrieben werden sollen: *heute Morgen, gestern Abend*, obwohl es sich dabei eindeutig um Adverbien und nicht um Substantive handelt. Schließlich wird die Substantivierung von Adjektiven weiter gefaßt, und es sind entsprechend mehr Großschreibungen vorgesehen, z.B. *im Allgemeinen, im Einzelnen, im Folgenden, des Weiteren, auf dem Laufenden*. Noch ein eher kurioser Punkt zur künftigen Groß- und Kleinschreibung. Demnächst sollen *Du, Dein* usw. in Briefen und dgl. klein geschrieben werden, *Sie, Ihnen* usw. dagegen weiterhin groß. Dafür wird auch eine Begründung geliefert: "Duzt man jemanden, so besteht kein Anlaß, durch Großschreibung besondere Ehrerbietung zu bezeugen" (DUDEN-Redaktion (1996: 27)). Wahrlich eine eigenartige Auffassung darüber, wann Ehrerbietung angebracht ist, und wann nicht, und vor allem eine weitere Komplizierung der deutschen Rechtschreibung, indem Anreden nicht mehr einheitlich behandelt werden!

4. 4. Kommasetzung

Die jetzt geltende Kommasetzung ist bekanntlich ziemlich kompliziert, weil es viele, zu viele unterschiedliche Regeln gibt, die außerdem, da hier nach dem grammatischen Prinzip verfahren wird, ziemlich detaillierte Grammatikkenntnisse voraussetzen. Hier werden mit der Reform nun wirklich deutliche Vereinfachungen erreicht. Das betrifft speziell die Kommasetzung zwischen Sätzen, die durch nebenordnende Konjunktionen wie *und, oder, sowie, wie* und *entweder...oder* verbunden sind. Bisher gilt, daß zwischen solchen Sätzen im allgemeinen ein Komma zu stehen hatte. Vgl. *Sie kamen an den See, und Peter sprang gleich hinein.* Kein Komma steht dagegen "bei durch 'und' oder 'oder' verbundenen selbstän-

digen Sätzen, wenn sie kurz sind und eng zusammengehören" (DUDEN (1991: 43)), und die außerdem das gleiche Subjekt haben: *Er aß und er aß*, aber: *Sie aß, und er trank.* Entsprechend der Neuregelung muß in solchen Sätzen kein Komma mehr stehen, es kann aber zur klareren syntaktischen Gliederung gesetzt werden. Eine weitere Veränderung besteht darin, daß Infinitiv-, Partizip- und ihnen ähnlichen Adjektivkonstruktionen in Zukunft nicht mehr durch Komma abgetrennt werden müssen, aber wiederum im Interesse einer deutlicheren Gliederung abgetrennt werden können: *Peter glaubt (,) schnell fertig zu sein. Eben erst in Jena angekommen (,) begab sie sich zur Universität.*

4.5. Silbentrennung

In diesem Bereich sind fünf Neuregelungen vorgesehen:

(i) Die Buchstabenverbindung *st* kann wie *sp* und *sk* getrennt werden, also *Kis-te, kos-ten, läs-tig* wie *Es-pe* und *Mas-ke.*

(ii) Die Buchstabenverbindung *ck* wird bei der Trennung nicht mehr zu *k-k*, sondern kommt bei Silbentrennung analog zu *ch* (*Dä-cher*) und *sch* (*Fla-sche*) auf die neue Zeile, vgl. *Ba-cke, tü-ckisch, ti-cken.*

(iii) Einzelne Vokalbuchstaben am Wortbeginn, die für lange Vokale stehen, können ähnlich wie Diphtonge abgetrennt werden, so etwa in *E-sel, o-ben* und *Ü-bel* wie *Ei-mer* und *Au-ge.*

(iv) Mehrsilbige Adverbien und Pronomen können jetzt neben der Trennung nach ihren Bestandteilen auch nach ihrer Silbenstruktur getrennt werden, vgl. *da-ran, da-rauf, da-runter; hi-nauf, he-runter* neben *dar-an, dar-auf, dar-unter; hin-auf, hin-unter.*

(v) Fremdwörter können nach ihrer Silbenstruktur getrennt werden, auch wenn die Trennung nicht ihrer fremdsprachlichen morphologischen Struktur entspricht. Man kann also jetzt *Chi-rurg, Mag-net, Mik-ros-kop, pa-ral-lel* und *Psy-chia-ter* abtrennen. Die alten Abtrennungen nach den morphologischen Bestandteilen, also *Chir-urg, Ma-gnet, Mi-kro-skop, par-al-lel* und *Psych-ia-ter*, bleiben ebenfalls weiterhin möglich.

Diese Veränderungen stellen im wesentlichen Vereinfachungen der Abtrenungsregeln dar, weil bisher aus unterschiedlichen Gründen abweichende Fälle ('Ausnahmen') an die sonst geltende generelle Regel der Abtrennung nach der Silbentruktur, nach den Sprechsilben, angepaßt werden. Das gilt allerdings nicht für die neuen Abtrennungen des Typs

Ba-cke, weil hier die Silbengrenze innerhalb des Konsonanten [k] liegt. Eine saubere Lösung hätte hier in der Ersetzung der *ck*-Schreibungen durch *kk* bestanden, das man problemlos nach der Silbenstruktur in *k-k* abtrennen könnte, vgl. *Bak-ke*.

Soweit also die im Rahmen der Rechtschreibreform vorgesehenen Veränderungen, zumindest in ihren Grundzügen. Ich habe mich schon jeweils über die Zweckmäßigkeit der einzelnen Neuerungen aus meiner Sicht geäußert, so daß ich mich jetzt zusammenfassend zu Sinn und Unsinn der Reform recht kurz fassen kann. Das folgende (noch klein geschrieben!) sollte jedoch noch dazu gesagt werden:

(i) Die vorgesehene Reform ist (wie zu zeigen war) keine Reform, sondern ein Reförmchen. Wenn man den Grundwortschatz des Deutschen mit etwa 15 000 Wörtern ansetzt, dann ändert sich dabei lediglich die Schreibweise von ca. 600 dieser Wörter (nach Eisenberg (1996: 5)).

(ii) Der Großteil der wirklich ernsthaften orthographischen Probleme des Deutschen und damit der häufigsten Fehlerquellen bleibt nach wie vor erhalten. Hierher gehört in erster Linie die Großschreibung der Substantive, aber auch die uneinheitliche Wiedergabe der Vokallänge, des Diphthongs *ei/ai* und des f-Lautes.

(iii) Die Reform geht nicht nur nicht weit genug, sie führt zumindest partiell auch in die falsche Richtung und trägt damit der gegenwärtigen Sprache und den Tendenzen der Sprachentwicklung in einigen Punkten noch weniger Rechnung als die gegenwärtige Rechtschreibung, Stichworte: *e/ä*-Schreibung und zusammengesetzte Verben.

(iv) Eine Rechtschreibreform ist, ziemlich unabhängig davon, wieviel durch sie geändert wird, mit erheblichem materiellen, aber auch geistigen Aufwand verbunden (abgesehen von den Wörterbuchverlagen, die großen materiellen Gewinn daraus ziehen). Das Verhältnis von Kosten und Nutzen dieser Reform ergibt ein wenig befriedigendes Bild.

(v) Wie die Erfahrungen zeigen und aus naheliegenden Gründen (die die Orthographie und die Gesellschaft betreffen) kann man nicht alle zehn oder zwanzig Jahre eine Rechtschreibreform durchführen. Damit ist die deutsche Rechtschreibung entsprechend der Reform erst einmal wenigstens für Jahrzehnte fixiert. Eine Chance zu einer wirklich zweckmäßigen Verbesserung wurde vertan.

Liegt nun also mehr Sinn oder mehr Unsinn in der Rechtschreibreform? Meine persönliche Antwort darauf ist: leider mehr Unsinn als Sinn. Wenn man sich schon zu einer Reform entschließt, so sollte sie doch anders aussehen als diese.

Literatur

Duden, K. (1872), Zur Orientirung über die orthographische Frage; in: K. Duden, Die deutsche Rechtschreibung. Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Angaben. Leipzig ('Schleizer DUDEN').

(1880), Vorwort zum DUDEN (1880). Leipzig.

(1902), Vorwort zum 'Buchdrucker-DUDEN' (Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache). Leipzig/Wien.

DUDEN, Ausgaben des orthographischen Wörterbuchs: 1. Auflage (1880), Leipzig; 'Buchdrucker-DUDEN' (1902), Leipzig/Wien; 20. Auflage (1991), Mannheim/Leipzig/ Wien/Zürich; 21. Auflage (1996), Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.

DUDEN-Redaktion (1994), Informationen zur neuen deutschen Rechtschreibung. Mannheim/ Leipzig/Wien/Zürich.

Eisenberg, P. (1996), Die neue Rechtschreibung. Das Wichtigste kurz und bündig. Hannover.

Gallmann, P. und Sitta, H. (1996), Die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung (DUDEN-Taschenbuch). Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.

Pfeifer, W. (1993), Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 2. Auflage. Berlin.

Steinitz, W. (1946), Reform der deutschen Rechtschreibung; in: Tägliche Rundschau, 27. 11. 1946. Berlin.

Wurzel, W.U. (1975), Konrad Duden und die deutsche Orthographie. Hundert Jahre 'Schleizer Duden'; in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, Bd. 28, Heft 2.

(1980), Konrad Duden. Bildbiographie. Leipzig.

Hans-Otto Dill

Methodologische Probleme einer Geschichte der lateinamerikanischen Literatur*

Eine Geschichte der literarischen Kultur Lateinamerikas für Studierende der Hispanik im Rahmen der Literaturgeschichten des Reclam-Verlags Stuttgart wirft eine Reihe von methodologischen Problemen auf. Es geht, wie bei solchen Literaturgeschichten üblich, um kurze Darstellung der Hauptepochen, Richtungen, Strömungen, Schulen, Unter- und Gegenströmungen, deren jeweilige Ästhetik und Poetik, Beziehung zu Weltliteratur, Real- wie Kunstgeschichte; die Autoren samt Kurzbiografie, deren Werke und Textproben. Durch innerliterarischen Bezug - Rezeption oder Negation - zu Tradition und Weltliteratur und extraliterarischen zu Real- und Ideologiegeschichte muß das Prozeßhafte herausgearbeitet werden, damit das Ganze Geschichte, nicht chronologische Aufzählung wird.

Deutsche Vorgänger sind zwei Literaturgeschichten von 1969[1] bzw. 1995[2], zwei Geschichten des neueren Romans[3] und eine Kollektivarbeit mehrerer ost- und westdeutscher Universitäten zur Realitätsaneignung im Roman des 19. und 20. Jahrhunderts[4].

Methodologisches Hauptproblem ist die Darstellung der Spezifika der lateinamerikanischen Literatur, ihre Abweichungen von europäischen Rezeptionsgewohnheiten und Standards. Diese Partikularitäten sind nicht terminologischer Art: Es genügt nicht, die Besonderheit lateinamerikanischer Romantik dadurch zu charakterisieren, daß man sie mit Grossmann Amero-Romantik nennt. Andererseits hat die lateinamerikanische Literatur die eurookzidentale Kulturtradition stärker absorbiert als

---

* Vortrag vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 16. Januar 1997.

[1] Rudolf Grossmann: Geschichte und Probleme der lateinamerikanischen Literatur. 1969: Max-Hueber Verlag München.

[2] Michael Rössner (ed.): Lateinamerikanische Literaturgeschichte. 1995: Verlag J.B. Metzler Stuttgart Weimar.

[3] Leo Pollmann: Geschichte des lateinamerikanischen Romans. 2 Bde. 1984: Erich Schmidt Verlag Berlin.

[4] Volker Roloff/Harald Wentzlaff-Eggebert: Der hispanoamerikanische Roman. 1992: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt

manche junge Autoren und Leser hierzulande, die, infolge geringer Vertrautheit mit Antike, Bibel, Christentum und Renaissance, García Márquez' intertextuellen Anspielungen in *Hundert Jahre Einsamkeit* auf Genesis, Sintflutmythos, Apokalypse und Rabelais' *Gargantua et Pantagruel* oder Carpentiers *Die verlorenen Schritte* auf Odyssee, Orpheussage, Sisyphus und Thomas Manns *Doktor Faustus* nicht als solche identifizieren, sondern für lateinamerikanische Spezifika halten, denen sie die Schuld an ihren Rezeptionsschwierigkeiten geben.

Erstes Problem: Viele Literaturgeschichten klammern die ältere Literatur faktisch aus. Medrano schreibt eine Geschichte "Vom Modernismo bis heute"[5], reduziert auf das 20. Jahrhundert, Franco fertigt auf 18 ihrer 400 Seiten die ältere Zeit unter der Rubrik "Die kolonisierte Vorstellungskraft"[6] ab.

Schuld an dieser Flucht in die Gegenwart ist die Kommerzialisierung moderner lateinamerikanischer Literatur - drei Evita-Perón-Romane samt Evita-Musical und 2 Evita-Filme, die Millionenweltauflagen von García Márquez, Isabel Allende oder des Lieblingsautors von USA-Präsident Clinton, Paco Taibo. Die moderne Literatur hat das Interesse monopolisiert, die Gegenwart wird einseitig privilegiert.

Überhaupt wurde lateinamerikanische Lyrik erst richtig nach dem 2. Weltkrieg bekannt, mit den Nobelpreisträgern Pablo Neruda, Gabriela Mistral, Jacques Stephen Alexis und Octavio Paz, mit dem Buchhandels-Friedenspreisträger Ernesto Cardenal. Im Roman waren es die Nobelpreisträger Asturias und García Márquez, die Peruaner Vargas Llosa und Bryce Echenique, die Mexikaner Fuentes und del Paso, die Argentinier Borges und Cortázar, die Kubaner Lezama Lima und Alejo Carpentier, alles Spitzen- und Bestsellerautoren des Lateinamerika-Booms in den USA, Europa und Lateinamerika der 60-er und 70-er Jahre. Auch die Universitäten und die Kritik arbeiten mit an der Illusion, die großen lateinamerikanischen Autoren seien geschichtslos vom Himmel gefallen.

Ich werde nicht nur der Vollständigkeit halber der Literatur von „Entdeckung" bis Ende des 19. Jahrhunderts etwa 3/5 des Gesamtvolumens meiner Ausführungen reservieren. Erstens stehen die großen

---

[5] Hans-Otto Dill, Carola Gründler, Inke Gunia, Klaus Meyer-Minnemann: Apropiaciones de realidad en la novela hispanoamericana de los siglos XIX y XX. 1994: Verwuert Frankfurt (Main) Madrid

[6] Luis Sáinz de Medrano: Historia de la literatura hispanoamericana (desde el Modernismo) 1989: Altea, Taurus, Alfaguara Madrid

modernen Autoren auf den Schultern einer über vierhundertjährigen eigenen Tradition. Auch gibt es einen innerliterarischen Dialog zwischen moderner und älterer Literatur: Der magische Realismus (die Bezeichnung entstammt einem Buch von Franz Roh über den deutschen Expressionismus und Neue Sachlichkeit) von Asturias, García Márquez und Carpentier nimmt indianische Literaturtradition auf, und der neue historische lateinamerikanische Roman hat die Chronisten des 16. Jahrhunderts (Cortés, Las Casas) zum Vorbild. Hegels Ansicht von der Geschichtslosigkeit der Neuen Welt stimmt einfach nicht. Diese hatte er von Corneliusz de Pauw, Potsdamer Vorleser Friedrichs des Großen, der in *Recherches Philosophiques sur les Américains*, Berlin 1768, die Neue Welt als rachitisch und pygmäisch bezeichnete. Hegels dialektische Schlußfolgerung, Amerika sei ein Kontinent der Zukunft, beziehen wir auf die Literatur.

Vor allem die Kolonialliteratur muß neu und höher bewertet werden. Die Kolonisierten brachten ab Spätrenaissance und Manierismus in der Art Torquato Tassos und Marinos und mit barockem Dichten im Stil des Spaniers Góngora eine Reihe sprach- und stilgewandter Autoren hervor. Mexico-Stadt schuf sich fast gleichzeitig mit Madrid und dem elisabethanischen London Shakespeares ein ständiges Stadttheater. Des Mexikaners Alarcón Drama *La verdad spospechosa* etwa wurde von Corneille zu *Le menteur* und von Goldoni zu *Il Bugiardo* umgearbeitet. Die mexikanische Nonne Sor Juana Inés de la Cruz, von dem deutschen Jesuiten Athanasius Kircher inspirierte Lyrikerin und Dramatikerin - übersetzt und interpretiert vom deutschen Romanisten Voßler - ist unbestritten die weltbedeutendste Dichterin des 17. Jahrhunderts, Frühaufklärerin, Vorkämpferin für die Emanzipation der Frau im Bildungswesen und beruflicher Karriere. Es geht nicht um Mumien der Literaturgeschichte, sondern um Autoren, die auch heute noch gelesen zu werden verdienen. Mit der barocken Kolonialarchitektur Potosís, Havannas, Cartagenas oder Salvador da Bahías ist die Kolonialliteratur etwas absolut Eigenständiges, Amerikanisch-Kreolisches in Sprache, Denken und Kunstverständnis: Kolonialerbe also als eigenes Kulturerbe, was paradox scheint und eine dogmatische Literaturwissenschaft in ihrem Kampf gegen Kolonialismus vehement ablehnte.

Folgendes Zitat problematisiere ich methodisch-literarhistorisch: "Wie kaum eine andere hat die lateinamerikanische Literatur einen genau zu

bestimmenden Geburtstag: den 3. August 1492, mit dem die erste Eintragung im Bordbuch des Kolumbus datiert ist."[7]

1) Hier beginnt lateinamerikanische Literatur mit Kolumbus' Bordbuch, also der "Entdeckung". Damit wird die reichhaltige vorkolumbische, sprich indianische Literatur außer Spiel gelassen, während Bellini seine Literaturgeschichte mit der indianischen Literatur beginnt[8]. Ich teile die Position Rössners, nicht Bellinis, und beginne nicht mit einem vorkolonialen Anfang, also den indianischen Literaturen. Lateinamerikanische Literatur beginnt mit Kolumbus, insofern mit ihm etwas Iberoamerikanisches stattfindet, Begegnung zweier Alteritäten, die beide zusammen und nicht einzeln diese Literatur ausmachen. Darin liegt eine Partikularität lateinamerikanischer Literatur. Der Terminus "Lateinamerika" wurde von den Positivisten Napoléons III. erfunden als Ausdruck des imperialen Anspruchs Frankreichs, die romanischen, neulateinischen Kulturen Lateinamerikas unter seine Patronage zu nehmen. Die indianischen Literaturen sind nicht Teil der lateinamerikanischen Literatur, sondern eine ihrer Vorläuferinnen. Sonst müßte ich entweder auf diesen Begriff, der die eurookzidentale Komponente enthält, verzichten, oder die vorkolumbische spanisch-portugiesisiche Literatur ebenfalls voranstellen.

2) Das Zitat geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, Literatur sei schriftliche Literatur. In der Rössner-Literaturgeschichte taucht das Wort ANALFABETISMUS, das für Lateinamerika wahrhaftig nicht uncharakteristisch ist, erst in der zweiten Hälfte auf. Ich behandle die orale Literatur mit, die in einem halbanalfabetischen Kontinent mit oraler Literaturtradition mexikanischer Rancheros, argentinischer Gauchos, brasilianischer und nikaraguanischer Wandererzähler bodenständig ist. Diese gehört von Anfang zu dieser Literatur: Bei der Einäscherung Tenochtitlánas (Mexikos) sang der Conquistador Alonso Pérez eine altspanische Romanze auf den Brand Roms durch Nero:

Vom Fels Tarpejens sah in Ruh
Dem Brande Roms einst Nero zu.
Zwar hört er Greis und Kinder schrein;
Hart aber blieb sein Herz wie Stein[9]

---

[7] Jean Franco: Historia de la literatura hispanoamericana. 1990: Ariel Barcelona.
[8] Michael Rössner, op. cit., S. 1.
[9] Giuseppe Bellini: Historia de la literatura hispanoamericana. 1985: Editorial Castalia Madrid. Deutsche Übers. nach Bellini, op. cit., S. 102.

Diese Romanzen wurden zu *corridos* lateinamerikanisiert, auf Kindtaufen, Morde, Bürgerkriege bezogen. Charakteristisch ist die Wechselbeziehung zwischen oraler und schriftlicher, Volks- und Höhenkammliteratur: Neruda, Cardenal, die chilenischen Sänger Violeta Parra und Victor Jara greifen auf Oralität ebenso zurück wie der elitäre Borges auf argentinische Tangos und Milongas. Umgekehrt gehörte in der Dominikanischen Republik und auf Kuba bis in die 60-er Jahre unseres Jahrhunderts hinein zur oralen Bauernliteratur die *Décima,* eine zehnversige Strophe mit kompliziertem Reimschema, die der spanische Renaissance-Poet Espinel erfunden hat. Der springende Punkt für García Márquez bei Niederschrift von "*Hundert Jahre Einsamkeit*" war die Erinnerung an den Volkston, in dem seine Großmutter Legenden erzählte.

3) Der vieldimensionale Satz über das Bordbuch des Kolumbus insinuiert die literaturwissenschaftliche Begrenzung lateinamerikanischer Literatur auf die spanische oder portugiesische Sprache besonders durch Philologen, deren Disziplin ja Bestandteil der Hispanistik/Lusitanistik, also der Romanistik ist. Wir betrachten als lateinamerikanische Literatur auch die indianische, soweit sie nach der Entdeckung entstand und auf die Begegnung mit iberischer Kultur reagiert, also beide konstitutiven Elemente des Lateinamerikanischen enthält. Sie beginnt oral in peruanisch-bolivianischem Ketschua oder mexikanischem Náhua als Reflex auf Conquista, Identitätsverlust und Zerstörung ihrer Kultur, eine Literatur, die auch schriftlich, in Indianersprache mit lateinischem Alfabet oder in einem Gemisch von Spanisch und Indianisch, als indianische Conquistachronik, als Vision der Besiegten mit am Anfang lateinamerikanischer Literatur steht[10]. Bis heute gibt es orale und schriftliche indigene Literatur ohne Berührungspunkte mit der eurohispanischen oder eurolusitanischen. Lateinamerikanische Literatur ist streckenweise bloßes Nebeneinander, Summe, nicht Summe von Beziehungen beider literarischer Systeme. Aber mehr noch als durch bloßes bikulturelles Nebeneinander ist die lateinamerikanische Literatur durch nicht nur inhaltlich-thematischen, sondern strukturell-formellen Synkretismus konstituiert, durch die wechselseitigen Einflüsse indigener und iberischer Literatur sowie afrokaribischer phonemischer und rhythmischer Elemente.

Das spezifisch (Latein-)Amerikanische der lateinamerikanischen Literatur sind Multiethnizität und Polykulturalität. Im Indianismus des 19. und

[10] Miguel León-Portilla (ed.): Visión de los vencidos. 1972: Casa de las Américas La Habana.

Indigenismus des 20. Jahrhunderts ist das Verhältnis der Ethnien kritisch thematisiert. Der Magische Realismus Asturias' und García Márquez' rekurriert im 20. Jahrhundert auf diese Literatur weniger thematisch als vielmehr durch Aufgreifen indianischer Raum-, Zeit- und Denkstrukturen zwecks Organisierung innerer Monologe bei der Verarbeitung modernster US-amerikanischer Erzählstrukturen (Dos Passos, Faulkner), ferner durch Übernahme sprachlicher, mythischer und Symbolstrukturen sowie von Metafernsystemen, also ureigenster Mittel der Poesie, von den Indios. Dies macht diese Literatur für Eurookzidentale so interessant und neuartig. Dieser formell-eklektische Synkretismus gehört in meiner Literaturgeschichte zur Spezifik lateinamerikanischer Literatur.

4) Das Rössner-Zitat problematisiert überhaupt nicht, daß das erste Zeugnis lateinamerikanischer Schriftliteratur von einem Italiener aus Genua stammt - Tacitus ist ja auch nicht Begründer der deutschen Literatur. Aus historischen Gründen hat die lateinamerikanische Literatur mehr als andere Literaturen französische, britische, nordamerikanische und italienische Einflüsse aufgenommen, auch deutsche (Heine, Thomas Mann, Hesse, Brecht). Der große Pinochet-Verehrer Borges verehrte Johannes R. Becher. In linksdogmatischen Studien wird diese Aufnahme von Weltliteratur als geistiger Kolonialismus diffamiert: ich sehe darin nur eine Bereicherung, eine Quelle für den für lateinamerikanische Literatur charakteristischen Universalismus. Oder: der Kolonialismus hat auch seine guten Seiten.

5) Bis heute koexistieren in Lateinamerika Menschen der Steinzeit, Jäger und Sammler, mit mittelalterlich denkenden Bauern und Provinzpoeten, die dem 19. Jahrhundert entstiegen scheinen, in modernsten Glas- und Betonpalästen und Riesenstädten von 20 Millionen Einwohnern (Sao Paulo, Mexico). Carpentier nannte diese Koexistenz historischer Zeiten das *Real Wunderbare*[11] und machte es zur Grundlage seines Schaffens. Die Autoren sind daher meist ungeheurer und universal gebildet, um diese heterogene Wirklichkeit literarisch bewältigen zu können. Auch das ist ein Spezifikum lateinamerikanischer Literatur.

6) In dem Zitat wird, wie in den meisten Literaturgeschichten, nicht in Frage gestellt, ob und wieso ein Bordbuch Literatur, Schöne Literatur, Belletristik ist, während spätere Bordbücher anderer Reisender, zumal ausländischer, nicht als "Literatur" registriert werden. Gleiches trifft für

[11] Alejo Carpentier: De lo real maravilloso americana, in Ders.: Tientos y diferencias, 1966: Unión La Habana, S. 85 ff.

die lateinamerikanische Literatur des folgenden 16. Jahrhunderts zu: Berichte von Kriegen, Eroberungszügen, Missionierungen sind eigentlich Geschichtsdarstellungen oder, qua Reisebeschreibungen, Landeskunden oder Geographien. Solche Darstellungen werden im 19. Jahrhundert zur Historiografie oder Geografie geschlagen statt zur Schönen Literatur. Der Literaturhistoriker muß hier offenbar einen weiteren Literaturbegriff anlegen als beispielsweise im Barock, in dem als Literatur nur (dramatische, epische, lyrische) Poesie galt. Die Literaturgeschichte muß also die Geschichte des Literaturbegriffs mitschreiben. Strukturell nämlich sind das Bordbuch des Kolumbus und die Conquistachroniken romanähnlich, verfügen über Protagonisten und Gegenspieler, dramatische Peripethien, Klimax, sind, mit einem Wort, narrativ. Sie lesen sich spannender, unterhaltender, sinnlicher als die oft hochpoetischen Epen über dieselben Geschehen, sind die eigentliche Belletristik. Deshalb, weil sie narrativer sind, sind die Conquistachronisten, nicht die zeitgleichen Poesien, Modell des modernen Romans.

Die alten Chroniken waren polyfunktional, erfüllten Funktionen von Belletristik, Geschichtschronik und Landeskunde. Im 19. Jahrhundert separiert sich aber der narrative Diskurs des Romans vom historiografischen und geografischen Diskurs. Man braucht bloß auf die Entwicklung der Universitäten, Zeitschriften und akademischen Berufe zu sehen, um zu bemerken, daß sich mit der arbeitsteiligen bürgerlichen Gesellschaft wissenschaftliche Historiografie und Landeskunde als unnarrative Diskurse herausbilden, sich wissenschaftlicher und literarischer Diskurs trennen, sich der Literaturbegriff verengt.

7) Eine weitere Beziehung zwischen Conquistachronik und modernem, im eigentlichen Sinne literarischem Roman: Die Chronisten wollten Zeugnis vom selber Gesehenen ablegen. Bernal Díaz del Castillo betont seine "Augenzeugenschaft" (*buen testigo de vista*[12]): er beschreibe Gesehenes und Erlebtes. Zeugnis heißt spanisch *testimonio*: durch die Jahrhunderte war lateinamerikanische Literatur immer wieder testimonial. Nur in Lateinamerika gibt es Literaturpreise nicht nur für Drama, Roman, Erzählung, sondern auch für *Testimonio*, eine narrative Dokumentation von Erlebtem und Gesehenem. Berühmteste Beispiele sind die *novelas-testimonios* des Kubaners Miguel Barnet, Tonabandzurechtschnitte, in denen ein "Zeitzeuge" Romanhaftes berichtet, woher übrigens auch die

[12] Bernal Díaz del Castillo: Historia verdadera de la conquista de la Nueva España, 1955: Espasa-Calpe Madrid, p.25.

hierzulande Mode gewordenen Tonbandprotokolle stammen: Barnet schrieb 1962 "El Cimárron", Tonbandprotokoll eines hundertsechsjährigen entlaufenen Negersklaven, der 1894 gegen die spanische Kolonialherrschaft kämpfte und auch noch die Castro-Revolution erlebte, sowie später "Rahels Lied", ein nach testimonialer Methode gearbeiteter Zeugnisbericht eines Music-hall-Stars der 20er Jahre. Hans-Magnus Enzensberger hat beide zu Libretti für Opern von Hans-Werner Henze bearbeitet. Das Testimonio ist seit Conquista mit seiner Mischung von Fantasie und Dokument ein spezifisch lateinamerikanisches Genre. Seine Geschichte gehört zur Geschichte lateinamerikanischer Literatur, nicht nur ihr von Europa vererbter Kanon.

Byzanz und Neugriechenland - aktuelle Fragen der Forschung

Materialien des Kolloquiums der Leibniz-Sozietät am 21. September 1995 anläßlich des 75. Geburtstages von Johannes Irmscher

Johannes Irmscher

Einleitung: Byzanz und Neugriechenland - Aktuelle Fragen der Forschung

Als ich zum Sommersemester 1939 die sächsische Landesuniversität Leipzig bezog, gab es in Deutschland lediglich drei Universitäten, die sich mit Byzantinistik und Neogräzistik beschäftigten. Am wichtigsten war der Lehrstuhl in München, den Karl Krumbacher 1892 begründete und den damals als dritter Nachfolger Krumbachers Franz Dölger innehatte. Er fungierte unter der Bezeichnung Byzantinisch-neugriechische Philologie ebenso wie das Leipziger Extraordinariet, dessen Etablierung Karl Dieterich verdankt wurde; zu meiner Zeit wurde es von Gustav Soyter wahrgenommen. Anderen Charakter trug die Berliner Vertretung. Sie war ursprünglich mit dem auf praktisch-politische Ausbildung orientierten Seminar für orientalische Sprachen verbunden, das 1939 zur Auslandswissenschaftlichen Fakultät umgestaltet wurde. Der Berliner Fachvertreter war Johannes Kalitsunakis, gleichzeitig Professor für Klassische Philologie an der Universität Athen. Hier standen neugriechische Sprache und Landeskunde im Vordergrund. Einen sonderlichen Zuspruch besaß die byzantinisch-neugriechische Philologie zu jener Zeit nicht. Münchens Bedeutung lag vor allem darin, daß Studenten aus Griechenland und den Balkanländern hier eine vertieftere Ausbildung suchten, die für ihre jeweiligen Nationalgeschichten von Bedeutung war. Kalitsunakis in Berlin hatte niemals mehr als zehn Hörer, und in Leipzig wurden die Mitglieder des Philologischen Seminars verpflichtet, bei Soyter griechische Paläographie zu treiben. Für mich bedeutete dieser Kontakt eine wahrhaft glückliche Fügung; denn ich hatte mir zwar die Spätantike als Schwerpunkt innerhalb der Klassischen Philologie abgesteckt, während Byzantinistik und Neogräzistik weitgehend eine Terra incognita ausmachten, die es unter Soyters Anleitung zu entdecken galt.

Inzwischen sind fünf Dezennien vergangen, mit welchen bedeutsame Entwicklungen verbunden sind. Byzantinistik und Neogräzistik sind heute selbständige Disziplinen mit durchaus unterschiedlicher Orientierung, und bei beiden ist bereits eine weitgehende Spezialisierung eingetreten, welche die Gefahr in sich birgt, daß das Einzelne den Blick auf das Ganze

Byzanz und Neugriechenland - aktuelle Fragen der Forschung

Materialien des Kolloquiums der Leibniz-Sozietät am 21. September 1995 anläßlich des 75. Geburtstages von Johannes Irmscher

André Binte

Die Situation der Neogräzistik an der Humboldt-Universität zu Berlin

Es ist mir eine Ehre, aus Anlaß des Jubiläums unseres hochverehrten Professor Irmscher im Rahmen dieses Kolloquiums auch als ein Student der Klassischen Philologie und Neogräzistik an der Humboldt-Universität einen Vortrag halten zu können.

Leider beschäftigt sich dieser, was speziell die jetzige Zeit betrifft, mit einem nicht so erfreulichen Thema, wie es angesichts des feierlichen Anlasses dieses Kolloquiums hätte ausfallen sollen. In der Tat ist die derzeitige und - wie es zur Zeit den Anschein hat - auch die künftige Situation der Neogräzistik an der Humboldt-Universität zu Berlin durchaus prekär[1]. Wie also stellte sie sich noch bis vor wenigen Tagen dar?

Das Fach Neugriechisch ist Bestandteil des Instituts für Klassische Philologie und Neogräzistik, und als ein relativ kleines Fach der Rotstiftpolitik des Senats ausgesetzt. Es ist geplant, die Neogräzistik an der Humboldt-Universität, ein Fach, das hier eine lange Tradition aufzuweisen hat, abzuwickeln. Damit einhergegend wurde ein Immatrikulationsstop verhängt. Ohnehin ist unser Fach keineswegs verwöhnt. Vor allem dem persönlichen Einsatz unserer Dozenten Frau Dr. Malina und Dr. Carelos ist es zu verdanken, daß die Studenten noch Freude am Studieren und Möglichkeiten dazu haben. Derzeit studieren etwa 40 Studenten das Fach Neugriechisch als Haupt- bzw. Nebenfach oder besuchen die angebotenen Sprachkurse. Diese und diverse Seminare werden von unserem griechischen Lektor Dr. Carelos betreut. Frau Dr. Malina hat eine befristete Gastdozentur inne, deren Verlängerung bis Ablauf voriger Woche nicht bestätigt war. Somit war der Lehrplan für das kommende Wintersemester und, was besonders gravierend ist, die Betreuung der Magisterarbeiten der derzeit drei Examenskandidaten arg gefährdet. Was den für unser Fach relevanten Bibliotheksbestand betrifft, so ist er eher klein zu nennen.

---

[1] Siehe zu diesem Thema auch: P. Carelos, „Edle Einfalt und stille Größe?" - Bemerkungen zur Situation der Neugriechischstudien. In: Chronika. Monatszeitung für griechische Kultur, Nr. 6, Juni 1995.

Die drohende Abwicklung der Neogräzistik an der Humboldt-Universität wird von seiten des Senats entkräftet mit dem Versprechen der Einrichtung eines Lehrstuhls für Neogräzistik an dem Byzantinisch-Neugriechischen Seminar der Freien Universität - eine, was das Neugriechische betrifft, z. Zt. noch etwas irreführende Bezeichnung, da es dort nur einen Lehrstuhl für Byzantinistik gibt, den Prof. Reinsch innehat. Doch ist die Einrichtung einer Professur für Neogräzistik dort keineswegs sicher. Somit ginge die Chance verloren, das gesamte Spektrum der griechischen Sprache in Berlin zu vertreten - Klassische, Byzantinische und Neugriechische Philologie und Geschichte. Ein Spektrum, wie es wohl nur ganz wenige Städte Deutschlands aufweisen könnten.

Angesichts der derzeitigen Situation der Neogräzistik mag es von Interesse sein, einen Blick auf die Tradition und Entwicklung des Faches Neugriechisch an der Berliner Universität zu werfen.

Vertieft man sich in seine Geschichte, so tritt einem als erster der Name Johannes Franz entgegen, der von 1840-1851 eine „zu dieser Zeit beinahe einzigartige“[2] Professur „für das Fach der klassischen Philologie und der neugriechischen Sprache“ innehatte. Johannes Franz, der in München Klassische Philologie studierte, beschäftigte sich in diesem philhellenistischen Zentrum auch mit neugriechischen Studien. Zwischenzeitlich sogar Chefdolmetscher bei König Otto I. in Griechenland, verfaßte er einige Werke zur neugriechischen Sprache und Literatur[3]. Das Hauptgewicht seiner wissenschaftlichen Tätigkeit lag jedoch auf dem Gebiet der Klassischen Philologie, wie er denn auch nach seiner Berufung an die Berliner Universität Vorlesungen und Seminare vor allem über klassisch-philologische Themen anbot[4]. Für das Neugriechische scheint er in der Hauptsache Sprachunterricht erteilt zu haben[5].-

Als nächster bedeutender Name erscheint Friedrich August Wilhelm Mullach, der sich im Jahre 1853 als Privatdozent für das Neugriechische

---

[2] J. Irmscher, Johannes Franz, der erste Professor des Neugriechischen in Berlin. In: Revue des études byzantines, Tome XVII, 1959, S. 174.

[3] J. Irmscher a.a.O., S. 175f.

[4] J. Irmscher a.a.O., S. 179f.

[5] Dies obwohl er eine Professur für „das Fach der klassischen Philologie und der neugriechischen Sprache und Literatur“ innehatte. J. Irmscher a.a.O., S. 180 schreibt hierzu: „Es scheint nicht abwegig, aus diesem Sachverhalt den Schluß zu ziehen, daß Franz' neogräzistische Bemühungen - nachdem der philhellenische Rausch verklungen war - nur geringe Früchte trugen.“

habilitierte[6]. Er war ein Schüler von August Böckh und somit von Hause aus Altphilologe, doch hatte er ein ausgeprägtes Interesse für die Entwicklung des Griechischen bis hin zur Moderne. Interessant in unserem Zusammenhang ist sein Werben für das Erlernen der neugriechischen Sprache, die, wie er in seinen Ausgaben griechischer Werke und in seiner neugriechischen Grammatik wiederholt betonte, wesentlich zum besseren Verständnis der antiken und byzantinischen Autoren beitragen kann. Leider fand er damals wenig Gehör und wenige Studenten und zeigte sich enttäuscht über die Erfolge, die man in der literarischen Welt und an der Universität mit neugriechischen Studien erzielen kann. Seine letzte Vorlesung über neugriechische Grammatik hielt er 1862.

Wenn nach ihm eine zehnjährige Pause der neugriechischen Studien an der Universität einsetzte, so ist es Vertretern der allgemeinen Sprachwissenschaft zu verdanken, daß Neugriechisch wieder im Vorlesungsverzeichnis vertreten war. Zu nennen sind hier Heymann Steinthal[7] - auch er ein Schüler Böckhs -, dessen Name 1873 im Zusammenhang mit Neugriechisch-Vorlesungen auftaucht, und Paul Kretschmer[8], der Ende des 19. Jahrhunderts als Sprachwissenschaftler an der Universität auch neugriechische Themen zum Anlaß seiner Vorlesungen nahm. Allerdings ging er der Berliner Sprachwissenschaft bald verloren und wechselte, da ihm in Berlin keine großen Erfolge beschieden waren, nach Marburg und später nach Wien.

Sozusagen in Konkurrenz zu den ebengenannten Aktivitäten, wenn auch mit gänzlich anderer Zielrichtung wurden ab dem Jahre 1888 innerhalb des 1887 gegründeten Seminars für Orientalische Sprachen Neugriechischkurse angeboten[9]. Dieses Seminar richtete sich vor allem auf die Ausbildung von Dolmetschern für den diplomatischen Dienst in Ländern, die für die deutsche Politik und Wirtschaft von Interesse waren. Nicht zuletzt deshalb ist die Gründung dieses Seminars insbesondere dem Einfluß des damaligen Reichskanzlers Otto von Bismarck zuzuschreiben. Interessant ist, daß Neugriechisch als erste außerorientalische Sprache in den Lehrplan dieses Seminars aufgenommen wurde. Als Lehrer hierfür

[6] I. Rochow, Neugriechischstudien an der Berliner Universität 1850 bis 1905. In: J. Irmscher und M. Mineemi, Ὁ Ἑλληνισμός εἰς τό ἐξωτερικόν. Über die Beziehungen des Griechentums zum Ausland in der neueren Zeit. Berliner Byzantinistische Arbeiten, Bd. 40, 1968, S. 556ff.

[7] I. Rochow a.a.O., S. 562f.

[8] I. Rochow a.a.O., S. 563ff

[9] I. Rochow a.a.O., S. 565ff.

konnte Johannes Mitsotakis[10] gewonnen werden, der sich vorher schon als Privatlehrer hochgestellter Persönlichkeiten einen Namen gemacht hatte. Es wurden vor allem Juristen, Kaufleute und Offiziere ausgebildet, doch immer wieder nahmen auch Philologen an den Seminaren teil, die hier die bessere Möglichkeit sahen, das Neugriechische zu erlernen. Als Beispiel hierfür mag zum einen Albert Thumb dienen, der im Jahre 1889 hier eingeschrieben war, bevor er nach München ging, um bei Karl Krumbacher das Studium des Neugriechischen auf wissenschaftlicher Basis zu betreiben, und zum anderen Karl Dieterich[11].

Nach dem Tode von Johannes Mitsotakis im Jahre 1905 wurde dann ein Jahr später Johannes Kalitsunakis[12] an das Seminar berufen. Ihm verdankt die Neogräzistik des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts viel, insbesondere, daß die Beschäftigung mit Neugriechisch an der Berliner Universität nicht abriß, was angesichts der politischen Entwicklungen in dieser Zeit nicht immer einfach war. Die beiden Weltkriege, vor allem der zweite, stellten eine harte Zaesur dar - auch solch gefestigte und stark ausgeprägte Fächer wie die Klassische Philologie mußten herbe Rückschläge erleiden.

Das Licht der Neogräzistik glomm zu Zeiten des Zweiten Weltkrieges noch in Leipzig, wo Gustav Soyter Studenten der Klassischen Philologie für das Neugriechische gewann, und einer dieser Studenten hat dann später als Wissenschaftler der klassisch-philologischen, der byzantinistischen und der neugriechischen Forschung in Berlin immer wieder entscheidende Impulse gegeben und wegweisende Arbeiten verfaßt - es ist dies unser Jubilar Professor Irmscher. Im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der griechisch-römischen Altertumskunde in der Deutschen Akademie der Wissenschaften Anfang der 50er Jahre leistete er Beträchtliches. Die byzantinistische Forschung gewann in Berlin eine feste Heimstatt und kontinuierliche Fortsetzung. In der von ihm u.a. mit ins Leben gerufenen und betreuten Reihe der Berliner Byzantinistischen Arbeiten erschienen 1959/60 im Zusammenhang mit einem großen Kolloquium im Jahre 1957 ganze vier Bände mit Beiträgen zu „Problemen der neugrie-

[10] I. Rochow a.a.O., S. 567ff.

[11] I. Rochow a.a.O., S. 570.

[12] I. Rochow a.a.O., S. 571

chischen Literatur"[13] und auch sonst immer wieder Arbeiten zur Neogräzistik.

Unsere Gastdozentin Frau Dr. Malina absolvierte in den 50er Jahren bei Herrn Prof. Irmscher Seminare mit Themen aus der neugriechischen Literatur. Die Lehrmittel waren auch damals sehr begrenzt, doch seiner Energie ist es zu verdanken, daß die Studenten etwas zum Studieren hatten. Die griechische Schriftstellerin Melpo Axioti stärkte als Gastlektorin von 1959-63 den Neugriechischunterricht.

Mit der Hochschulreform in der DDR von 1963 mußte die Lehre der griechischen Sprache allgemein harte Schläge hinnehmen. Es ist nicht zuletzt Prof. Irmscher zu verdanken, daß die Verbindung Akademie - Universität nie abriß, daß er sich immer wieder um Studenten und Doktoranden kümmerte.

Dennoch blieb die Frage der Wiedereinrichtung eines Lehrstuhls für Klassische Philologie und für Neogräzistik lange Zeit offen. Auswirkungen dieser Krise sind im besonderen noch heute in der Institutsbibliothek zu spüren.

Politische und ökonomische Notwendigkeiten brachten dem Neugriechischen mit Beginn der 70er Jahre erneut einen Schub. Mit der breiteren internationalen Anerkennung der DDR bemühte man sich um die Aufnahme von diplomatischen Beziehungen auch mit Griechenland, die dann 1974 nach dem Rücktritt der Junta in Griechenland zustande kamen. Damit stieg natürlich auch der Bedarf an Dolmetschern und Übersetzern - über lange Zeit hinweg deckte ihn Frau Dr. Malina mit ab, die an der Akademie Forschungen betrieb. Allerdings konnte dies kein Dauerzustand bleiben - nach energischen Bemühungen besonders auch von seiten Frau Dr. Malinas wurden mit Beginn des Wintersemesters 1984/85 fünf Studienplätze gewährt für die Ausbildung von Diplom-Sprachmittlern (=Dolmetschern und Übersetzern) mit Neugriechisch als der ersten und Französisch oder Englisch als der zweiten Arbeitssprache. Das Fach wurde der Romanistik angegliedert. Die Lehrenden waren Frau Dr. Malina, später verstärkt durch eine griechische Muttersprachlerin und auch Prof. Irmscher, der Vorlesungen hielt und Seminare durchführte bis in die 90er Jahre hinein. Vier Studenten konnten zum Diplom geführt werden, bevor im Wintersemester 1989/90 unsere jetzige Studenten-

[13] J. Irmscher, Probleme der neugriechischen Literatur, Bd. 1-4 = Berliner Byzantinistische Arbeiten Bd. 14-17, 1959/60

generation für Neugriechisch immatrikuliert wurde. Mit Beginn des Sommersemesters 1991 nahm Dr. Carelos seine Tätigkeit als Lektor für neugriechische Sprache und Literatur am Institut auf.

Im Jahre 1988 wurde auch der Lehrstuhl für Klassische Philologie nach dem Ausscheiden von Frau Professor Simon durch Herrn Prof. Kuch neu besetzt. Es wurden die Möglichkeiten geschaffen, das Studium der Klassischen Philologie wieder fest an der Humboldt-Universität zu verankern. Das Fach Neugriechisch bekam dann auch seinen Platz im Institut der Klassischen Philologie. Einhergehend mit den politischen Umwälzungen dieser Zeit änderte sich ebenfalls das Gesicht der Neugriechischausbildung. Mit Beginn des WS 90/91 wurde der bisherige Diplom-Sprachmittler- in einen Magisterstudiengang umgewandelt. In diesem Semester evaluierte man allerdings die damalige Forschungsstudentin Barbara Thron (aus dem ersten Durchgang der Sprachmittlerstudenten) nach ihrem vierten Forschungssemester negativ - sie arbeitete im übrigen an einem rein linguistischen Thema. Von der Seite des Lehrkörpers wird dieses Vorgehen auch heute noch als ein herber Schlag gegen die Neogräzistik gewertet. Mit der Zeit sollte sich zeigen, daß dem Neugriechischen tatsächlich von offizieller Seite keine Zukunftsaussichten zugestanden werden sollten. Die Tatsache, daß inzwischen, gerade am Anfang dieser Woche, nur knapp vier Wochen vor Semesterbeginn die Gastprofessur für Frau Dr. Malina auf wieder nur ein Semester verlängert wurde - dies auch auf Druck von Seiten des Institutsvorsitzes und der Studenten -, ist nur ein schwacher und vorübergehender Trost. Die angesprochene Zahl von 40 Studenten zeigt einen bedeutenden Zuwachs des Interesses der jungen Generation am Neugriechischen und widerspricht jeglichen Abwicklungsgedanken. Doch es geht hier nicht allein um die Studenten, die bis zum Abschluß ihres Studiums gegenüber der Universität Vertrauensschutz genießen - es geht um die Zukunft der Neogräzistik in Berlin überhaupt. Ich brauche in diesem Kreise nicht auf die Bedeutung des Neugriechischen als Wissenschaftsfach hinzuweisen. Es wäre wirklich verheerend, würde der Lehre des Neugriechischen hier in Berlin das letzte Herdfeuer geraubt . Wenn wir im Jahre 2000 etwa eine Art 150-Jahrfeier des Bestehens der Neogräzistik an der Berliner Universität zu begehen haben, so bleibt die Frage, ob wir dann überhaupt noch etwas haben, was es zu feiern gibt.

Pantelis Carelos

Mathematik in Byzanz und Barlaam von Seminara

„Es gibt keinen Bereich europäischer Geschichte, der dem Bewußtsein des Gebildeten so fremd, so nebelhaft, so fern ist wie Byzanz", schreibt E. R. Curtius in seinem „Büchertagebuch"[1]. Byzanz wird bis heute als Inbegriff servilen Hoflebens und der Intrige gesehen, als eine tausendjährige Geschichte des Untergangs und der Dekadenz, der Bigotterie und tyrannischer Herrschaft. Die Beschäftigung des Westens mit dem Phänomen Byzanz, vor welchem Hintergrund auch immer, wird dadurch charakterisiert, daß die Rolle der Byzantiner bei der Formung des mittelalterlichen Westeuropa im allgemeinen entweder ignoriert oder weitgehend unterschätzt wird. Hinzu kommt, daß der Begriff „Byzanz" sich nur sehr schwer definieren läßt; tatsächlich fällt es nicht leicht, so unterschiedliche Jahrhunderte unter einem Etikett zusammenzufassen. Doch liegt die Schuld dafür, daß man elf Jahrhunderte ohne Rücksicht auf ihre Verschiedenheit in eine Schublade wirft, auch ein bißchen an der byzantinischen Kultur selbst: Der Bibeltext, die patristische Tradition und einige antike Autoren wurden als einziges Zeugnis der antiken Kultur erwählt. Davon ausgehend werden dann Autoritäten zitiert und Kommentare kommentiert; somit entsteht der Eindruck, diese Kultur habe nicht Neues zu sagen. Zur Prägung dieses Byzanzbildes waren die Werke von Historikern wie C. Lebeau und insbesondere E. Gibbon geradezu entscheidend.[2] Ihr Bild hat nicht nur das der folgenden Generationen beeinfluß, es wirkt im Prinzip heute noch nach.[3]

Der Eindruck aber trügt, denn Byzanz hat durchaus Neues, meistens unter Wiederholungen versteckt, hervorgebracht. Auf jeden Fall wäre es irreführend, in Byzanz nur den Bewahrer alten Wissens und wertvoller Handschriften zu sehen.

---

1 E.R. Curtius, Büchertagebuch, Bern-München 1960, S. 43.

2 C. Lebeau, Histoire du Bas Empire, Paris 1757-1786; E. Gibbon, The History of the Decline and Fall of the Roman Empire, London 1776-1788

3 Ein charakteristisches Beispiel dieser Betrachtung stellt das kürzlich erschienene Handbuch von D.C. Lindberg dar: „The Beginnings of the Western Science. The European Tradition in Philosophical, Religious and Institutional Context, 600 B.C. to A.D. 1450"" Chicago 1992. Darin werden in dem dem Islam gewidmeten Kapitel die Leistungen der Byzantiner in einigen Seiten abgehandelt.

Mit der Geschichte der Mathematik und der Astronomie in Byzanz, d.h. mit dem Umfang der dort erreichten Erkenntnisse, hat sich die Forschung nur wenig beschäftigt. Intensiver wurde bisher die Entwicklung der Mathematik und der Naturwissenschaften im Abendland untersucht; in Zusammenhang mit Byzanz betonte man ausschließlich die ihm auf diesem Gebiet zukommende Vermittlerrolle zwischen Ost und West. Trotzdem vollbrachten die Byzantiner auch in der Mathematik und der Astronomie bedeutsame, eigenständige Leistungen, von denen noch viele der Edition und Kommentierung harren.

Diese allgemeinen, einführenden Gedanken sind weit davon entfernt, Byzanz und die Produkte der byzantinischen Wissenschaft rehabilitieren zu wollen. Sie mögen lediglich als eine mögliche Erklärung dienen, warum so viele Werke byzantinischer Autoren noch unediert sind. Insbesondere wird die Ausgabe der Werke byzantinischer Mathematiker nur zögerlich in Angriff genommen. In diesem Zusammenhang gilt vielleicht immer noch, was J. L. Heiberg, der Herausgeber der „Elemente" des Euklid und des „Almagest" des Klaudios Ptolemaios, vor knapp einem Jahrhundert schrieb: „Mathematischer Gewinn oder Genuß steht dabei nicht zu erwarten, und doch muß die Arbeit gethan werden."[4]

Dabei stellen diese Texte für die Geschichte der Mathematik, die byzantinische Wirtschaftsgeschichte und die griechische Sprache eine unerschöpfliche Quelle dar. Unter den Leistungen Heibergs darf auch die Erforschung der Überlieferungsgeschichte der griechischen mathematischen Werke nicht vergessen werden. Auch wenn die Beziehung zwischen der byzantinischen und der griechischen Mathematik eine sehr enge ist, so besteht ein großer Unterschied in der Beschäftigung der Byzantiner mit der Mathematik und den Leistungen in klassischer Zeit. Er offenbart sich im Gegensatz zweier Aspekte, des Nutzens (utilitas), der sich im praktischen Rechnen, in Astronomie, Mechanik und Vermessen zeigt, und der durch Beweise erreichten Sicherheit (certitudo) in der Geometrie und theoretischen Arithmetik, letzterer Aspekt charakterisiert vorwiegend die antike Mathematik.[5] Der Höhe der Leistungen Diophants, Euklids, Archimedes', Herons und Ptolemaios' näherte sich das Abendland langsam erst im 16. Jahrhundert.

---

4 Cf. J. L. Heiberg, Byzantinische Analekten, in: Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik 9 (1899) 163.

5 CF. K. Vogel, Der Anteil von Byzanz an Erhaltung und Weiterbildung der griechischen Mathematik, in: Miiscellanea Mediaevalia I: Antike und Orient im Mittelalter, hrsg. von P. Wilpert, Berlin 1962, S. 114.

Die Geschichte der Mathematik in Byzanz[6] läßt sich - grob gesprochen - in drei Perioden einteilen:

Die *1. Periode* (4.-9. Jh.) zeichnet sich durch eine rege Kommentierungstätigkeit mathematischer Werke klassischer und hellenistischer Zeit aus. In diesem Zusammenhang sind Pappos, Theon von Alexandreia, seine Tochter Hypatia, Johannes Philoponos und schließlich die Mathematiker und Architekten der Hagia Sophia, Anthemios von Tralleis und Isidoros von Milet, zu nennen.

In der *2. Periode* (9.-13. Jh.) geht wiederum die Kommentierung älterer Werke mit dem Enzyklopädismus des Patriarchen Photios (9. Jh.) und des Kaisers Konstantin Porphyrogennetos (10. Jh.) einher. Leon aus Hypate (9. Jh.), der die Buchstabenrechnung einführte, der Universalgelehrte Michael Psellos (11. Jh.), Johannes Italos und Nikolaos Mesarites (13. Jh.) sind vielleicht die wichtigsten Vertreter dieser Periode.

Den größten Auftrieb erfuhren jedoch Astronomie und Mathematik in der *3. Periode* (13. Jh. - 1453). Während der Herrschaft des lateinischen Kaiserreiches (1204-1261) ist natürlich von höherer Bildung nichts mehr zu verspüren. Im Gegenteil: Gelehrte wanderten aus, wertvolle Bibliotheken wurden geplündert und im Westen zerstreut oder einfach zerstört. In dieser Zeit tritt Nikaia als geistiges Zentrum der byzantinischen Kultur hervor. Georgios Akropolites (1217-1282), Lehrer des damaligen Kronprinzen Th. Laskaris, las im Rahmen der neuorganisierten ἐγκύκλιος παίδευσις Euklid und Nikomachos. Bedeutende Gelehrte wie Johannes Pediasimos (14. Jh.) und Georgios Pachymeres (1242-1310), Verfasser der „Tetrabiblos", d.h. des Quadriviums, gehörten zu seinen Schülern. In der Paläologenzeit herrscht im allgemeinen ein günstiges Klima für die Wissenschaften: Maximos Planudes (1260-1310) und sein Rechenbuch, der hohe Staatsbeamte Theodoros Metochites (1260-1332), Verfasser zahlreicher noch unedierter Paraphrasen zu naturwissenschaftlichen und astronomischen Werken, und der im Titel genannte Barlaam von Kalabrien sollten in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben.

Ich möchte mich jetzt der eingangs aufgestellten Behauptung zuwenden, man habe aus Gründen, die mit der Wertung des kulturellen Phänomens „Byzanz" zusammenhängen, auf die hier nicht eingegangen wird, das

---

6 CF. K. Vogel, Byzantine Science, in: Cambridge Medieval History IV 2, Cambridge 1967, S. 264-305 sowie H. Hunger, Die hochsprachliche profane Literatur der Byzantiner, München 1978, Bd. 2, S. 219-260

Studium der Geschichte der Mathematik in Byzanz vernachlässigt. Einige Gedanken zum Werk des bereits genannten Barlaam von Kalabrien sollen nun diese Behauptung verdeutlichen.

Der aus Kalabrien gebürtige Mönch Barlaam ist für Mediävistik und Byzantinistik kein Unbekannter. Freilich ist er im Zusammenhang mit dem Hesychastenstreit eher als Theologe denn als Naturwissenschaftler und Philosoph bekannt.

Seine schriftstellerische Tätigkeit fällt in die Paläologenzeit, eine Zeit, in der das Byzantinische Reich mehr und mehr zusammenschrumpfte. Ganz im Gegensatz zur prekären Lage des Reiches - im Inneren wie im Äußeren - blühte in Byzanz noch einmal Leben. Hier seien nur einige Daten aus dem Leben Barlaams vorgetragen: Geboren wurde er ca. 1290 im nordöstlich von Reggio di Calabria befindlichen Seminara; nach Konstantinopel kam er um 1330. Bereits 1333 verhandelte er im Auftrag des byzantinischen Kaisers mit den päpstlichen Legaten über Fragen der Kirchenunion. Am Ende der Regierungszeit Andronikos' III. vermochte sich der Hesychasmus in Byzanz durchzusetzen. Auf einer am 10. Juni 1341 abgehaltenen Synode trug Gregorios Palamas den Sieg davon, und Barlaam wurde mit dem Bann belegt. Bald darauf verließ er Byzanz für immer. Am 2. Oktober 1342 empfing er die Priesterweihe und erhielt kurze Zeit darauf, nicht ohne Unterstützung seines Freundes Patrartca, das Bistum Gerace (Τζεράτσε = griech. Ἱέραξ, Γεράκι) in seiner kalabrischen Heimat, wo er im Jahre 1348 gestorben ist. Barlaam hinterließ ein umfangreiches Werk, das theologische, philosophische und naturwissenschaftliche Schriften umfaßt. Es darf also nicht wundernehmen, daß er als Theologe bekannter ist denn als Naturwissenschaftler. Barlaams Bild bedarf einer gründlichen Revision; eine Diskussion darüber würde den Rahmen dieses Vortrags sprengen, zumal viele Informationen einseitig zuungunsten Barlaams ausfallen und auf jeden Fall diskussionsbedürftig sind.

Ein Beispiel zur Erläuterung: der byzantinische Historiker Nikephoros Gregoras behauptet, Barlaam sei nicht in der Lage gewesen, die Sonnenfinsternis am 14. Mai 1333 vorherzusagen bzw. zu berechnen, obwohl er, Gregoras, ihm das Problem rechtzeitig gestellt habe. Diese Beteuerung wird seitdem von der einschlägigen Literatur kritiklos übernommen und

als Beweis der Niederlage Barlaams gedeutet.[7] Das Problem dabei ist nicht so sehr die Niederlage Barlaams, sondern vielmehr die Argumente, die zu dieser Annahme geführt haben. Die jetzt vorliegende kritische Ausgabe[8] der zwei Traktate des Barlaam über die Sonnenfinsternisse der Jahre 1333 und 1337, ihre Vorhersage und Beschreibung, zwingt aber zu einer Neubewertung, wenn nicht sogar zum Verwerfen solcher Behauptungen. Ähnliches gilt natürlich auch für andere „offene" oder scheinbar gelöste Fragen, die das Leben und das Werk Barlaams betreffen. Erwähnenswert ist noch die Tatsache, daß Barlaam den beiden italienischen Humanisten und Dichtern Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio Unterricht in der griechischen Sprache erteilt hat. Über den Erfolgt dieses Unterrichts sowie über den Umfang seines Einflusses auf die beiden Humanisten als Vermittler der griechischen Kultur ist in der Vergangenheit viel spekuliert worden[9]. Diese Tätigkeit Barlaams wurde entweder maßlos übertrieben (typisch für das ausgehende 19. Jh.) oder ihre Bedeutung abgestritten. Trotzdem heben sowohl Petrarca wie auch Boccaccio in ihren Werken Barlaams Einfluß hervor und bedauern gleichzeitig die Tatsache, daß er sie nicht länger habe unterrichten können.[10]

Seinem Hauptanliegen, der Kirchenunion und der Verständigung des lateinischen Westens mit dem byzantinischen Osten, war kein Erfolg beschieden, so sehr er sich auch darum bemüht hat. Er fand keinen west-östlichen Diwan, sondern zwei Stühle, und zwischen diese hat er sich gesetzt.

Zum Abschluß möchte ich auf das mathematische Hauptwerk des Barlaam, die Logistiké, eingehen, dessen Edition ich vor kurzem abgeschlossen habe.[11]

---

7 Cf. G. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates, München ³1963, S. 422; D.Polemis, Ἡ πρὸς τὸν Βαρλαὰμ διένεξις τοῦ Γρηγορᾶ. „Ἡ Ἀντιλογία", Hellenika 18 (1964), S. 44-63 a. a. O., S. 53-55.

8 Cf. J. Mogenet - A. Thon , Barlaam de Seminare, Traités sur les éclipses de soleil de 1333 et 1337, Louvain 1977.

9 Cf. A. A. Vasiliev, History of the Byzantine Empire 324-1453, Madison ²1962, griechische Ausgabe: Ἱστορία τῆς βυζαντινῆς αὐτοκρατορίας, Athen o. J., S. 897 ff.; G. Körting , Petrarcas Leben und Werke, Leipzig ²1901, S. 154 ff.

10 Cf. F. Petrarca, „Epistolae de rebus familiaribus et Variae", XVIII, 3 und XXIV, 12 G. Frascassetti (Hrsg.) II, 474, III, 302 sowie G. Boccaccio, „De genealogia deorum", XV, 6, Basel 1532, S. 389-390.

11 Cf. P. Carelos, Barlaam von Seminara, Logistiké, kritische Textausgabe mit Übersetzung und Kommentar, Corpus Philosophorum Medii Aevi - Philosophi Byzentini 8, Athen-Brüssel 1996.

Barlaam von Seminara und sein Werk stehen am Ende einer langen Entwicklung der griechischen Mathematik; es ist nun zu untersuchen, ob die Logistiké nur altes Gedankengut bewahrt und kommentiert hat oder ob darin auch Neues zu finden ist.

Zunächst ist festzustellen:

1. Die Elemente waren Barlaams großes Vorbild: die Logistiké ist vollständig im euklidischen Geist verfaßt. Dies betrifft sowohl Methodologie und Aufbau der Abhandlung als auch die Übernahme von Definitionen und vereinzelt Theoremen aus den Elementen. Selbst die angegebenen Beispiele, die seine Argumentation erläutern, bezieht er häufig von Euklid. Inhaltlich geht er aber andere Wege.

2. Barlaam benutzte als erster den Begriff „Logistik" mit anderem Inhalt: Im Altertum wie im Mittelalter verstand man darunter nur die praktische Rechenkunst. Dagegen ist die Logistiké des Barlaam ein theoretisches Lehrbuch der Arithmetik. Während also die Rechenbücher (=Logistiké) im klassischen Sinne für Praktiker wie etwa Kaufleute bestimmt waren, hatte Barlaam den theoretisch interessierten Gelehrten vor Augen.

   Die Logistiké besteht aus 6 Büchern. Die ersten drei behandeln den Umgang mit Größen wie Zahlen, Zahlenverhältnissen (d.h. Brüche) sowie mit dem Spezialfall der Sexagesimalbrüche (d.h. 1/60, 2/60 etc.). Das vierte Buch hat Operationen mit Strecken- und Flächengrößen zum Inhalt. Im fünften werden Verhältnisse zweier allgemeiner Größen sowie Operationen mit ersteren definiert. Das sechste Buch schließlich handelt von Operationen mit geometrischen Größen, die seit Tannery und Zeuthen mit dem Terminus „geometrische Algebra" bezeichnet werden. „Größe" ist ein allgemeiner Begriff, wie z.B. Längen, Flächen usw., die miteinander verglichen oder aneinander gelegt werden können. Nach heutiger Auffassung verhalten sich Zahlen, Verhältnisse sowie (allgemeine) Größen hinsichtlich der verschiedenen Operationen, z.B. der Addition, gleichartig (= sie sind, wie man in der Algebra sagt, isomorph). Während also heute Länge mit einer Zahl identifiziert wird, ihrem Maß bezüglich einer Einheit, war Länge in der Antike und im Mittelalter ein abstrakter Quantitätsbegriff. In der klassischen griechischen und der mittelalterlichen Mathematik war die Anwendbarkeit der algebraischen Operationen von geometrischen Größen auf Zahlen nicht ohne weiteres erweiterbar. Zwei Probleme theoretischer Natur verhinderten die Identifizierung von Zahlen, geometrischen Größen und Verhältnissen (λόγοι): (1) die Existenz inkommensurabler Verhältnisse (ἄρρητοι λόγοι) und (2) die Frage der

Zusammensetzung derselben (σύνθεσις λόγον). Dabei handelt es sich beim ersten Punkt, grob gesprochen, um Folgendes: Es gibt Verhältnisse von Längen, z.B. das der Seite eines Quadrats zu dessen Diagonale, die nicht durch eine Zahl oder einen Bruch ausgedrückt werden können (ἄρρητος oder ἀσύμμετρος ἀριθμός), d.h. es existieren „mehr" Längen, Proportionen usw. (= stetige Größen, μεγέθη) als Zahlen (=diskrete Größen, πλήθη), daher ist auch keine Identifizierung zwischen Zahlen und Größen möglich. Dies ist alles bekannt; es wurde aber noch einmal kurz dargelegt, da dieser Aspekt - die Nichtidentifizierung von Zahlen- und Größenverhältnissen - den theoretischen Ausgangspunkt der Logistiké Barlaams bildet. Indes ist die Proportionentheorie für die antike Mathematik ein wichtiges Mittel zur Beschreibung funktionaler Zusammenhänge. Ein Beispiel dafür: Jedes Dreisatzproblem verlangt die Auflösung einer Verhältnisgleichung. Die symbolische Algebra war noch nicht über die bescheidenen Anfänge des Diophantos hinaus. Erst um 1600, mit dem Aufkommen der Buchstabenrechnung und der elementaren Behandlung von Funktionen, verliert die Proportionenlehre an Bedeutung. Es nimmt daher nicht wunder, daß die Mathematiker jener Zeit an theoretischen Werken interessiert waren. Dieser Umstand erklärt auch das häufige Kopieren der Logistiké in Italien, Frankreich und England: fast die Hälfte der 23 Handschriften, die die Logistiké überliefern, stammt aus dem 16. Jahrhundert, einer Zeit also, in der einerseits die Aneignung älteren Wissens abgeschlossen war, andererseits die Algebra ihre Eigenständigkeit als mathematischer Zweig noch nicht erreicht hatte. Es ist mit Sicherheit kein Zufall, daß die Editio princeps der Logistiké der auch mathematisch gebildeten Königin Elisabeth I. (1533-1603) von England zu ihrem vierzigsten Regierungsjubiläum gewidmet wurde. Mit dem Fortschritt der frühneuzeitlichen Algebra durch Viète und Descartes flaut auch dann das Interesse merklich ab: Es existiert meines Wissens keine einzige Abschrift der Logistiké nach 1630.

Von Interesse für die Wissenschaftsgeschichte dürften in Verbindung mit der vorliegenden kommentierten Ausgabe noch folgende Punkte sein:

1. die Logistiké des Barlaam schließt eine Lücke des Euklidischen Werkes, die Operationen mit Verhältnisse, allgemeinen „Größen" umfaßt, und man erhält allgemeine Auskunft über die antike und mittelalterliche Logistik, über die Terminologie und die Vorbilder des Werkes.

2. konnte die ursprünglich von C. Gianelli ausgesprochene Vermutung über die Handschrift des Barlaam mit hoher Wahrscheinlichkeit bestätigt werden: in drei Handschriften konnte ich Barlaams Annotationen finden.

3. sollte man vor allem folgendes nicht übersehen. Barlaam geht es in diesem Werk nicht so sehr um die Vermittlung von Rechenregeln und -methoden, sondern vielmehr um den Beweis für die in der Logistik benutzten Rechenregeln, und zwar ausgehend von den Grundprinzipien. Hätte Barlaam eine Logistik nach dem traditionellen Prinzip „ .ποίει οὕτως - fac ut ita", „mache es so", verfaßt, das Ergebnis wäre ein weiteres Rechenbuch gewesen. In der Forschung wurde bisher der Charakter des Werkes, wenn überhaupt wahrgenommen, dann jedoch mißverstanden.

   Zum Beweis dieses anderen Verständnissen der Logistiké führe ich den bisher unedierten Traktat Barlaams zur Berechnung der Quadratwurzel einer beliebigen Zahl an. In dieser kleinen Abhandlung geht Barlaam wie die Rechenmeister vor: Er gibt ohne Beweis die Schritte an, um die Wurzel einer Zahl mit beliebiger Genauigkeit berechnen zu können. Zum Schluß schreibt er „ Τὴν δὲ τούτου ἀπόδειξιν ζήτει ἐν τῇ λογιστικῇ", den Beweis dieser Rechenvorschrift sollte man also in seiner Logistiké nachlesen. Dies demonstriert sehr deutlich die Absichten des Verfassers: die Logistiké wurde nicht als Rechenbuch konzipiert, insofern ist der Name etwas irreführend, da traditionell der Begriff „Logistik" immer mit Rechenmethoden bzw. -kunst verbunden war.

   Die Logistik des Barlaam ist keine praktische, sondern vielmehr eine theoretische Arithmetik. Die Schließung genau dieser Lücke hat sich Barlaam zur Aufgabe gestellt und mit Erfolg bewältigt. Allein durch dieses Vorgehen nimmt die Logistiké des Barlaam von Seminara sowohl in der byzantinischen als auch in der mathematischen Literatur des Westens eine Sonderstellung ein.

   Wenngleich Barlaam beachtliche wissenschaftliche Einzelleistungen aufzuweisen hat, so liegt doch seine eigentliche Bedeutung und Begabung in der Philosophie. Das Verdienst, als erster für die Logistik nach allgemeinen Beweisen gesucht zu haben, kann Barlaam jedoch nicht abgesprochen werden.

   Dies ist aber die eigentümliche Leistung des Philosophen, die stets fruchtbar auf die Mathematik und die Naturwissenschaften gewirkt hat.

Constantino Charalampidis

Il carattere sovrannazionale dell' arte Costantinopolitana*

L'istituzione di Costantinopoli da Costantino il Grande nell' anno 330 d.C. significò la fondazione di una città nuova, che sarebbe la capitale dello stato bizantino. Dopo due secoli sono state rivelate le caratteristiche fondamentali dell' autentico e vero stile bizantino, le quali provenivano dall'antichità tardo-classica e dell' era paleocristiana[1]. Il contributo fu così grande e decisivo anche se si trattava di gruppi etnici diversi tra di loro e soprattutto l'interesse che avevano mostrato i Greci, i Romani, i Siriaci, gli Ebrei, i Copti, gli abitanti e il popolo di Messopotamia e d'Iran. La diffusione del Cristianesimo fu così veloce in Oriente grazie alla tolleranza da parte della Persia Zoroastriana, dei Parti e dei Sassanidi, la quale influenzò grandi masse popolari, dalle quali il cristianesimo fu stato accolto con grande entusiasmo.

Bisanzio è stato basato su un dualismo con elementi ellenistici ed orientali di unità organica e monolitica. Ha conservato sostanzialmente l'antropomorfismo ellenistico e l'ha arricchito di un nuovo contenuto spirituale, il quale esprimeva l'idea centrale del cristianesimo orientale. Il Cristianesimo, dopo il suo riconoscimento ufficiale dallo stato con l'editto

---

* Communicazione non pubblicata del convegno „da Roma alla Terza Roma, aprile 1992" tenuto al Palazzo Senatorio del Campidoglio di Roma.

1 Ricchissima è la bibliografia sull'origine e la formazione della primaticcia arte cristiane d'Oriente e il suo sviluppo in quella bizantina. Indicativamente veda J. Beckwith, The Art of Constantinople. An Introduction to Byzantine Art, London 1961. A. Grabar, Le premier art chrétien (200-395), Paris 1966. Idem. L'âge d'or de Justinien. De la mort de Théodose a l'Islam, Paris 1966. E. Kitzinger, Byzantine Art in the Period between Justinian and Inconoclasm, „Berichte zum XI. Internat. Byzantinisten-Kongreß", München 1958. Idem. Byzantine Art in the Making, London 1977. O. Demus, Byzantine Art and the West, N. York 1970. R. Krautheimer, Early Christian and Byzantine Architecture. Pelican History of Art, Harmondsworth [2]1975. A. Grabar, Sculptures byzantines de Constantinople (IV - X siècles), Paris 1963. V. Lazarev, Storia della pittura bizantina, Torino 1967. W. Felicetti-Liebenfels, Geschichte der byzantinischen Ikonenmalerei, Olten - Lausanne 1956. E.F. Volbach, Elfenbeinarbeiten der Spätantike und des frühen Mittelalters, Mainz [2]1976. K. Wessel, Die byzantinische Emailkunst vom fünften bis dreizehnten Jahrhundert, Recklinghausen 1967.

di Mediolanum nel 313, doveva per forza servirsi della tematografia trionfale dell' arte classica.

L'apoteosi dell' Imperatore Romano nell' Ippodromo e nelle manifestazioni pubbliche, il suo trionfale ritorno a Roma ed altre simili celebrazioni hanno contribuito al formarsi di analoghe - reciproche scene trionfali nell'iconografia cristiana. Quel fenomeno iconografico-ideologico si sviluppò all' inizio a Roma e più tardi a Costantinopoli con scene di traditio legis, di traditio clavium, di Majestas Domini, Deesis etc. La scena dell' adorazione die Magi s'ispirava chiaramente a quella dei barbari che portano doni all'Imperatore. La scena dell'Entrata in Gerusalemme aveva molto in comune con le antiche parate trionfali degli Imperatori. La discesa al Limbo sorta dall'unione di due episodi (la vittoria su Ade e Adamo tratto dagli inferi) traeva origine da due soggetti popolari nell'arte classica: l'Imperatore che schiaccia il nemico e l'Imperatore che libera un popolo, una città o una provincia. Il legame tra i temi „trionfali" e l'iconografia cristiana era ancor più evidente nella figura di Cristo che, rivestito dell'armatura dei legionari romani colpisce un drago o un serpente (nel palazzo di Constantino l'Imperatore era rappresentato nell' atto di colpire un drago). Infine, il trono celeste che simboleggia Cristo aveva un prototipo immediato nell'emblema del potere imperiale più comune a Roma il trono e la corona.

Costantino il Grande, i suoi cortigiani e la Chiesa ufficiale avendo a loro disposizione tutti i beni materiali, la cooperazione spirituale del clero sacro e una coscienza sovrannazionale, si sono rivolti alle nuove forme architettoniche, cioè, la basilica con presupposizioni ellenistiche e romane da una parte e funebri modelli, cristiani d'altra fondando i primi grandi oratori magnifici. Costantinopoli fra il IV e VI secolo era un museo di sculture antiche raccolte in loco per la decorazione della città. Ma anche la campagna era piena de rovine classiche. Per esempio, si dice che il grande tempio di Adriano a Cyzico ricco in sculture, c'era ancora nel XIVe secolo quando l'aveva descritto Ciriaco di Ancona mentre, nessun bizantino non indicava mai qualch' interesse.

Tutto ciò mostra chiaramente quanto l' iconografia cristiana dovesse di soggetti classici che si erano formati sotto l'ascendente del culto del monarca divinizzato. Come ha dimostrato il G. Millet[2], l'ambiente

[2] Recherches sur l'iconographie de l'Evangile aux XIV, XV et XVI siècle d'apres les monumenté de Mistra, de la Macédoine et du Mont Athos, Paris 1916, [2]1960, p. 46-47, 567, 578-580.

alessandrino, grande centro ellenistico, elaborò una propria interpretazione del vasto ciclo evangelico sulla quale si fondarono i mosaici della chiesa dei Santi Apostoli a Costantinopoli. L' attenzione del popolo costantinopolitano era rivolta soprattutto all' iconografia, potente mezzo di propaganda delle idee cristiane. Si ha ogni ragione di ritenere che la fonte principale della pittura a Costantinopoli del IV e del V secolo era stata l'arte di Roma, di Alessandria, d'Efeso e di altre città ellenistiche dell' Oriente. Qui, verso il V secolo erano stati elaborati i principi fondamentali di quel „bizantinismo" che vari studiosi collegano avventatamente con la sola Costantinopoli.

In realtà Costantinopoli trovò in forma già espressa molto di ciò che più tardi divenne la base della sua estetica. Essa ricevette in eredità un' arte spiritualistica, in cui si esprimeva chiaramente il dualismo, un minuzioso sistema inconografico che abbracciava l'antico e il nuovo Testamento, una tecnica evoluta del mosaico, dell'affresco e dell'encausto con la quale si poteva raffiguare un fenomeno non soltanto nel suo aspetto statico e lineare, ma anche su un piano puramente pittorico, impressionistico; recivette un repertorio ricchissimo di motivi ornamentali, unò tavolozza raffinata e un sistema progredito di decorazione monumentale. Però, il ruolo di Costantinopoli non si ridusse mai all'imitazione servile dei modelli altrui: essa cominiciò molto presto una selezione critica, respingendo tutto ciò che non rispondeva alle sue esigenze. Costantinopoli divenne l'erede diretta, la logica continuazione del suo sviluppo di civiltà urbana. Respinti gli influssi popolari, essa conservò con cura tutte quelle forme che nella tarda antichità avevano goduto dell' appoggio delle classi superiori. Per essa furono particolarmente del tardo classicismo. Da tutta questa complessa confluenza di diverse correnti intersecantesi, Costantinopoli trasse un proprio stile, che si manifestò per la prima volta come un tutto organico ai tempi di Giustiniano nel VI secolo.

L'ellenismo e la tradizioni dell'impressionismo antico ebbero particolare vitalità a Costantinopoli, ove il processo di imbarbarimento della società tardoantica si svolgeva molto più lentamente che in Occidente. L' ideologia dell' Ellenismo per quanto riguarda l'uomo era divenuta l'idea centrale del Bisanzio, dal punto di vista antropologico, teologico e sociale. Le opere di architettura, di pittura, di scultura e dell'arte minore sono costruite dall'uomo-artista per l'uomo-fedele della nuova religione. Il monofisitismo fu in tempo condannato già dal quarto concilio ecumenico, mentre la Pastorale della Chiesa si interessava sempre per l'anima e per il copro umano. I luoghi di culto, in forma di basilica, di

edifici rotondi, di chiese a cupola, sono spazzi construiti, avendo ingressi, luoghi interiori, serie di colonne e cupole ed altre parti architettoniche erette in dimensione umana e nella misura del microcosmo.

La pittura esprime sempre e non coppia mai le varie personalità della storia divina, da Cristo, dai Santi eponimi, dai martiri, fino alle figure dei semplici fedeli del popolo di Dio (plebs Dei). L' ideale classico d'Umanesimo (Humanismus) si transforma all' ideale cristiano della santità (Sanctitas). Il simbolismo cristiano dell' Oriente si reflette già nelle figure di Cristo, di Madonna e dei santi, rappresentati in una posizione ieratica e frontale con grandi occhi espressivi, con gesti di benedizione, d'implorazione, di preghiera e di mediazione, gesti ben conosciuti alla realtà orientale, con i corpi o con le loro parti nude, con distrazione della materia e del peso, con rovescita prospettiva della valutazione personale e dell'estimazione escatologica e con altri elementi tratti dal mondo greco e dalle società orientali. L'eroismo fisico e corporale dei dei, dei semidei, degli eroi, degli atleti dell' antichità greca che sottolineava il bello, il sano e il robusto, è sostituito, all' iconografia bizantina, dall' eroismo religioso e dalla santità, cioè dal robusto e dal bello secondo Dio.

L' arte Costantinopolitana, come arte cristiana, non è più l'antica sensitiva arte del tatto, dell'intelletto, della logica gradualità, ma, trasformata sotto la forte influenza cristiana, si è destinata alla trascendenza dell'uomo e al modello-santo. Osservando l'iconografia bizantina si conduce dalla gradazione sopra-naturale e alla pienezza escatologica. Ma nello stesso tempo, l' elaborazione tipica dell' eredità classica ha dato alla capitale bizanzina l'ogetto singolare delle forze e delle capacità creative, allo scopo di essere sostituito ogni stile artistico soltanto con uno, quello autorizzato dallo Stato e dalla Chiesa.

La filosofia platonica e neoplatonica, grazie al suo alto insegnamento intorno all'immagine, aveva ispirato agli scrittori ecclesiastici, conoscittori del pensiero greco, di difendere l' insegnamento della Chiesa attorno all'icone e la loro adorazione onorifica dal popolo. Questa eredità antica, per quanto riguarda la raffigurazione divina, ai teologi bizantini, fu il grande contributo del pensiero greco, assolutamente figurativo ed iconolatrico, alla Chiesa bizantina ed alla società ed il trionfo della Chiesa del VIII secolo fu dovuto alla superiorità dell'ideologia greca. Gli iconolatri greci ed ellenisti scrittori ecclesiastici avevano svolto il loro ruolo, un ruolo principale e decisivo nel ristablimento dell' onorifica adorazione delle icone e delle sante reliquie ed al trionfo dell' Ortodossia

stessa. Si tratta del trionfo del pensiero greco transformato al trionfo della Chiesa orientale. Perciò, gli antichi filosofi ed intellettuali greci vengono transfigurati nei pronai (narteci) delle chiese bizantine e post-bizantine come i precursori della nuova religione e come gli introduttori di un monoteismo. Nell' antichità greca, il problema consisteva nel fatto di come poteva essere transfigurato l'infinito nel circoscritto, mentre per il Cristianesimo il problema consiste nel come il limitato può essere percepito dal smisurato, cioè come l' allegoria dell'infinito.

Mentre il tesoro linguistico ed intellettuale dell'antichità classica ed ellenistica (terminilogia, forma, concetto, idea, etc.) viene accolto dall' arte orientale, l'ideologià cristiana ed il misticismo orientale hanno formato un nuovo luogo d'adorazione, la cui parte interiore attira il fedele della nuova religione con i muri affrescati e con i rilievi collocati in posizioni che sono legate al culto divino. Come si sa, l'antico tempio classico attirava lo spettatore attraverso la sua faccia esteriore, a cui era dedicata ogni enfasi artistica. La precoce arte decorativa e l' iconografia prosopografica della capitale bizantina e delle sue provincie è la continuazione e l'evoluzione dell'arte ellenistica. In Costantinopoli, Salonicca, Antiochia, Efeso, Alessandria e altrove, moltissime figure vegetali ed animali vengono rappresentate con motivi presi dal regno vegetale dell' Oriente e dal bacino Mediterraneo o dal regno animale degli stessi compartimenti geografici.

Le forme geometriche che vengono adoperate dagli artisti greci, gli animali (quadrupedi, uccelli, rettili, pesci ed altri organismi marini) e le piante (alberi, fiori, siepi, rami, frutta) cosi come i vari oggetti di schema decorativo e di carattere fortemente ornamentale e simbolico, nell' ambiente cristiano, si transformano, però senza perdere il loro carattere decorativo, in simboli cristiani di validità universale e diventano idee esistenziali del cristianesimo orientale. L'adottazione iniziale da parte della Chiesa delle opere ologlittiche, per quanto riguarda la scultura, ci mostra la profonda influenza classica dell' arte greca nell' opera degli artisti cristiani. Ma subito dopo, segue in quantità grande ed universale l'uso di rilievi che portano una spiritualità maggiore, paragonandoli alle opere ologlittiche, indubiamente oggetti artistici del paganesimo. La nuova capitale del cristianesimo d' Oriente, da una parte adotta con misura le conquiste del pensiero e dell' arte greca, ma dall' altra parte trasforma e trasfigura la materia, le figure, i simboli, il colore, le idee, le dimensioni, lo spazio, il luogo e qualsiasi altro ha da fare con l'ambiente artistico, iconografico ed estetico.

La prosopografia cristiana, elaborata secondo i modelli ellenistici si è inspirata dall' ideale spirituale della santità, dell' eroismo religioso, dell' estrazione della materia, della tranquillità secondo Cristo, della trascendenza nelle varie rappresentazioni, fatte in modo mistico, simbolico ed allegorico. Il carattere spirituale dell' arte di Costantinopoli come centro di transportazione di grandi idee, correnti e movimenti di ogni natura, è la differenziazione specificata dall'arte dell'antichità classica e da quella dell'era ellenistica. L'architettura, con il simbolismo della Chiesa, dove Dio e l' uomo si unificano, con la disparizione dello spazio strutturato e con la sua spiritualizzazione, inaugura un nuovo luogo, chiamato deambulatorio di Dio. La pittura e la scultura attraverso le composizioni cromatiche e le raffigurazioni al rilievo e a incisione, esprimono la nuova situazione personale nella Chiesa, cioè i santi, i martiri e gli asceti, provocando un' atmosfera di spiritualità che ha fondato ed allargato la Chiesa bizantina.

Il realismo naturalistico d'Atene e dei centri urbani ellenistici concede il suo posto al realismo bizantino di Costantinopoli, che sottopone tutti gli elementi artistici al piano salvifico della Chiesa. La fede degli antichi greci nella realtà del mito, per l'espressione figurativa dei loro personaggi mitici trovò un' applicazione analoga nella rappresentazione dei santi, personaggi storici che sono saliti al cielo e che perciò si sono assimilati agli esseri mitici per ridiscendere su questa terra e reprendere forma nelle immagini. Il bizantinologo P. Muratoff[3] scrive molto giustamente che l' arte bizantina e quella cristiana in generale non fu mai sostanzialmente diversa da quella greca, che ebbe sempre come tema la realtà mitica, al contrario delle altre arti, compresa quella contemporanea, che cercarono inutilmente il mito della realtà. Nel corso di tutto lo sviluppo dello stile bizantino, questo ellenismo fu un elemento fondamentale dell' arte della capitale. Ciò derivava non tanto dalla provenienza etnica della popolazione di Costantinopoli, di cui la metà era costituita da elementi orientali che avevano parzialmente assimilato i greci, quanto da fattori sociologici, dall' esplicito conservatorismo della società centralizzata. Nel culto delle antiche tradizioni questa società ravvisava la garanzia della vitalità di tutto l'organismo statale.

Le dimensioni sovrannazionali delle opere d'arte di Costantinopoli è la risultante e l'espressione della tendenza artistica e di potenza bizantina, di uno stato con un nuovo linguaggio artistico, „l'esperanto" di quell'epoca,

[3] La peinture byzantine, Paris 1928, p. 27.

ma che era comprensibile e parlato da' tutti dopo che forme ellenistiche e orientali e ideali cristiani avevano formato quell'arte ecumenica e la sua lingua.

Così, Costantinopoli percorse la sua vita fino al 1453 nel mezzo di tanti popoli, nel mezzo di fasi e rinascimenti artistici, prima e dopo del trionfo delle icone, dopo aver costituito un'arte universale, dal punto di vista religioso, ed europea, dal punto di vista politico.

Anna Filini, Maria Keramari

Die Rolle der Frau in der Geschichte Griechenlands seit 1920

An allen bedeutenden historischen Ereignissen unseres Jahrhunderts beteiligten sich die Frauen Griechenlands ebenbürtig mit den Männern. Dafür nahmen sie die Folgen ihrer Handlungen auf sich, d.h. Unterdrückung und Entbehrungen. Als Mutter leistete die griechische Frau ihren Kindern stets Beistand, und solange sie in der Lage war, beteiligte sie sich aktiv an den Stürmen des Zeitgeschehens, wobei sie oft genug selbst den Kampf anführte. Trotz alledem ist die Forderung nach dem Frauenwahlrecht, das politische Recht par excellence, das die griechischen Frauenrechtlerinnen bereits 1920 forderten, erst 1952 für die Allgemeinen Wahlen und 1947 für die Kommunalwahlen in Kraft getreten. Das Mitgiftsrecht wurde erst in den 80er Jahren beseitigt. Trotzdem finden die kulturellen und gesellschaftlichen Leistungen der Frauen bis heute nicht die gebührende Anerkennung.

In diesem Beitrag soll ein kurzer Rückblick auf die Teilnahme der Griechin an den Kämpfen unseres Jahrhunderts gegeben werden, insbesondere am Nationalen Widerstandskampf während des 2. Weltkrieges. Er beseitigte die traditionelle Abgeschlossenheit der griechischen Frauen, ein Fortschritt, der heute, nach 50 Jahren, vielfach in Vergessenheit geraten ist. Dieser Umstand lenkt die Aufmerksamkeit auf alle die Frauen, die ihr Leben für die Befreiung unseres Landes hingaben.

Nach den Erschütterungen des 1. Weltkrieges und den Auswirkungen der kleinasiatischen Katastrophe von 1922 traten in Griechenland viele Frauenorganisationen ins Leben. Besonders aktiv war der Verband für die Rechte der Frau (Σύνδεσμος για τα Δικαιώματα της Γυναίκας). Sein zentrales Anliegen war die Durchsetzung des Frauenwahlrechtes. Im August 1925 erreichte der Verband die Zusage, daß Frauen über 30, sofern sie lesen und schreiben konnten, sich an den Kommunalwahlen von 1927 beteiligen durften. Das entsprechende Dekret wurde jedoch erst 1930 veröffentlicht, als bereits die Kommunalwahlen stattgefunden hatten.

Andere aktive Organisationen waren damals: der Verband der Arbeitnehmerinnen (Σύλλογος Εργαζομένων Γυναικών), die panhellenischen

Vereinigung der Frauenorganisationen (Πανελλήνια Ένωση Γυναικείων Οργανώσεων), das Komitee weiblicher Angestellter im öffentlichen Dienst (Επιτροπή Γυναικών Δημοσίων Υπαλλέλων). Auf der Antifaschistischen Weltkonferenz, die im August 1934 in Paris stattfand, wurden die griechischen Frauenorganisationen von Ilekra Apostolou und Dido Sotiriou, aktiven Mitgliedern der Kommunistischen Partei Griechenlands (Κομμουνιστικό Κόμμα της Ελλάδας = KKE), vertreten.

An dieser Stelle seien einige bekannte weibliche Kader genannt, die eine führende Rolle bei der Durchsetzung der politischen Rechte der Frau einnahmen: Agni Roussopoulou, Maria Svolou und Avra Theodoropoulou. Letztere gründete den vorhin genannten Verband für die Rechte der Frau, in einer Zeit, in der selbst die Linken das Frauenwahlrecht nicht als vorrangig ansahen; sie forderten vielmehr als vordringlicher die Eingliederung der Frauen in die allgemeine Arbeiterbewegung, mit Verzicht auf ihre besonderen Rechte.

Als sich nach 1932 die ökonomischen Krise zuspitzte, brach in Griechenland eine Streikwelle aus. Tausende von Frauen aus der Tabakindustrie streikten in Volos, wobei die allgemeine Beteiligung am Streik 100% betrug. Tausende nahmen in den Textil- und Seidenwebereien an den Streiks teil. Diese Industriezweige wiesen einen besonders hohen Frauenanteil auf. So waren 1928 in den Seidenwebereien 87% der Arbeitnehmer Frauen. Während des großen Streiks in Thessaloniki am 9. Mai 1936, einige Tage vor der Proklamation der Metaxas-Diktatur, standen die Frauen an der Seite der Streikenden.

Beim Nationalen Widerstand im 2.Weltkrieg gab es zum ersten Mal eine massenhafte Beteiligung der Frauen. Sie wurden zu gemeinschaftlichen Aktionen gedrängt und radikalisierten sich schließlich. Eminente Bedeutung gewann die Beteiligung der Frauen an den Massenbewegungen in den Städten. Die Nationale Solidarität (Εθνική Αλληλεγγύη) wurde im Mai 1941 ins Leben gerufen, als erste Volkfront- und Widerstandsorganisation. Ihre erste Sorge galt der Beschaffung von Lebensmitteln gegen den Hunger.

Die Frauen nahmen aktiv an Sammelaktionen teil, brachten Kleidung, Nahrungsmittel und Geld zusammen. Es kam der fürchterliche Winter 1941-42 mit der schrecklichsten Hungersnot, die 200 000 Menschen das Leben kostete.

Am 25. März 1942, dem griechischen Nationalfeiertag, der in diesem Jahr zum ersten Mal wieder mit einem Marsch, griechischen Liedern und griechischen Fahnen begangen wurde, zogen Studentinnen und Studenten die Solon-Straße entlang bis hin zum Kolonaki-Platz. Die Carabinieri versuchten das Eintreffen des Zuges am Kolonaki-Platz zu verhindern, die Menge jedoch sprengte die Absperrung. Eine junge Frau umarmte die Statue des Revolutionärs Xanthos und bekränzte sie, während ein Carabiniere ihr die Pistole auf die Brust setzte.

Kundgebungen fanden auch gegen die Hungersnot und die politische Mobilmachung im Dienste der Okkupanten 1943 und 1944 statt. Auch daran nahmen Frauen in großer Anzahl teil. Bei der Kundgebung am 5.März 1943 wurde die Beteiligung der Frauen auf 200 000 Teilnehmerinnen geschätzt. Am 25.Juni 1943 nahmen Zehntausende schwarzgekleideter Frauen an den Demonstrationen in Athen teil. Die Besatzer, Deutsche wie Italiener, schlugen erbarmungslos zu. An diesem Tag kam Eleni Papageorgiou im Alter von gerade 17 Jahren um.

Auch außerhalb Athens beteiligten sich Frauen in großer Zahl an Kundgebungen, so in Piräus, Kalamata, Trikkala, Larissa, ferner in Makedonien und auf Kreta. In Thessalien waren die Frauen bei einer Gesamtzahl von 214 000 Einwohnern, zu 101 000, d.h. 47,2%, in der Nationalen Widerstandsfront (Ενικό Αμυντικό Μέτωπο) organisiert.

Bei einer Großkundgebung in Athen kamen 30 Menschen ums Leben, 300 wurden verletzt. Die Jugendgenossin Panagiota Stathopoulou lief, als sie den Fahnenträger tot zu Boden sinken sah, herbei und hob die Fahne auf. Ein deutscher Panzer zermalmte sie. Als dies ihre Mitstreiterin Koula Lili sah, sprang sie auf den Panzer und schlug dem Fahrer ins Gesicht. Dieser zog sogleich seine Pistole und traf sie mitten in die Brust.

Allgemein trugen die Aktivitäten der Frauen dazu bei, die Teilnahme an der Zwangsarbeit zu vermeiden, zu welcher die Besatzer die Bevölkerung nötigen wollten. Frauen beteiligten sich auch an dem bewaffneten Kampf. Bereits beim italienischen Angriff im Winter 1940 gelang es Frauen und Kindern, den Soldaten, die in den beschneiten Bergen von Albanien durchhalten mußten, bei der Versorgung mit Waffen und Lebensmitteln zu helfen. Im Widerstand gegen die Besatzung transportierten Frauen verwundete Kämpfer vom Schlachtfeld ins nächste Krankenhaus.

In den Reihen der Griechischen Volksbefreiungsarmee (Ελληνικός Λαικός Απελευτερωτικός Στρατός = ΕΛΑΣ) waren zahlreiche Partisa-

ninnen zu finden, die Waffen trugen. Unzählige arbeiteten als Ärztinnen, Krankenschwestern, als Funkerinnen, Schneiderinnen und Kuriere. Ab Herbst 1943 wurden auch Partisaninnen als Schutzwachen eingesetzt. Weibliche Grenzpatrouillen gab es in West-Makedonien, in Zentral-Makedonien, in Rumelien, Attika und Böotien, in Thessalien und in Epirus.

In den bereits befreiten Teilen Griechenlands wurde unter Anleitung des EAM ein große Bewegung der regionalen Selbstverwaltung organisiert. Die Frauen beteiligten sich an der Jugenderziehung, Kulturarbeit und Lebensmittelverteilung. Sie nahmen zum ersten Mal an den Pflichten und Freuden politischer Arbeit in großer Zahl teil.

Allgemein kann der Nationale Widerstandskampf (Εδνική Αντίσταση) als eine der größten politischen Massenbewegungen der griechischen Geschichte angesehen werden. Die Kämpfer , die daran teilnahmen, fühlen sich als Erben und in der Nachfolge des Befreiungskampfes von 1821. Ihr Heldenmut und ihre Selbstaufopferung waren den Kämpfern von 1821 ebenbürtig. Elektra Apostolou, Mitglied der Kommunistischen Partei Griechenlands, war gerade 18 Jahre alt, als sie bei einem Verhör in der Staatssicherheit nach ihrem Name gefragt wurde; ihre Anwort war: "Griechin". Elektra wurde wenig später hingerichtet.

Die Zahl derer, die politisch organisiert am Widerstand teilnahmen, war beträchtlich; doch war die Grenze zwischen organisiertem Widerstand und spontaner Hilfeleistung fließend.

Griechenland hatte im 2.Weltkrieg enorme Verluste an Menschenleben erlitten. Bei einer Gesamtbevölkerung von 7 Millionen gingen 70.000 Personen infolge unmittelbarer militärischer Auseinandersetzungen zugrunde; 12.000 Zivilisten kamen infolge indirekter militärischer Auseinandersetzungen um; 38.960 wurden hingerichtet; 100.000 Personen wurden in Konzentrationslagern als Geiseln ermordet, davon ein großer Teil griechische Juden; auf 600.000 werden die Hungertoten veranschlagt.

Während Italien und Bulgarien ihre Verpflichtungen in Form von Reparationsleistungen für die Zeit ihrer Besatzung von 1941-1944 erfüllt haben, sind die Schulden Deutschlands bis heute noch nicht getilgt worden. Die Reparationsforderungen an Deutschland betragen nach den Berechnungen der Pariser Konferenz der Siegermächte von 1946 7,1 Milliarden US-Dollar in Preisen von 1938 (Entschädigung für die Beschlagnahme von Privat- und Staatseigentum, Plünderung, Zerstörung). Ebenso stehen noch

Ansprüche aus einer Zwangsanleihe von 3,5 Milliarden US-Dollar aus, die der Bank von Griechenland 1942 aufgenötigt wurde, um sowohl die Stationierungskosten für die Besatzungstruppen in Griechenland als auch für die Verpflegung des Deutschen Afrika-Korps zu bestreiten. Diese Fakten werden leider immer noch verheimlicht, obwohl nunmehr der Friedensvertrag zwischen Deutschland und den Alliierten ratifiziert worden ist.

Im Verlauf des Bürgerkrieges begann die Terrorherrschaft der Überprüfungskomitees des Innenministeriums, ihnen fielen in der Provinz und vor allem in den Städten viele der ~~Kämpferinnen~~ und Kämpfer des Widerstandes zum Opfer. Einstige Mitglieder der Résistance wurden, als Kommunisten denunziert, verbannt oder zur Emigration gezwungen, ihre Frauen, Mütter und Töchter in der Heimat verfolgt.

1952 erhielten die Frauen in Griechenland das Wahlrecht und zweieinhalb Jahre später endlich auch das Recht, in alle politischen Funktionen gewählt zu werden. 1956 wurden zwei Frauen als Abgeordnete ins Parlament gewählt: Lina Tsaldari und Vaso Thanasekou, die erstgenannte dem rechten, die zweitgenannte dem linken Flügel zugehörig.

Nach 1958 begann in Griechenland eine demokratische, linke Bewegung. Diese Volksbewegung wurde von den Frauen mit reger Teilnahme unterstützt. Innerhalb der EDA (Ένωση Δημοκρατικής Αριστεράς - Vereinigung der Demokratischen Linken) und ihrer Jugendorganisation, die nach ihrem Gründer Lambrakisjugend (Νεολαία Λαμπράκη) genannt wurde, war der Frauenanteil hoch. Der Einsatz für die demokratischen Rechte ihres Landes schließt allerdings nicht die Erringung expliziter Frauenrechte ein.

Während der siebenjährigen Militärdiktatur (1967-1974) wurden insbesondere politisch aktive, vor allem aber linksgerichtete Frauen des Landes verwiesen, inhaftiert oder in die Verbannung geschickt. An der allgemein antiimperialistischen und antiamerikanischen Bewegung, die sich hauptsächlich an den Universitäten entwickelte, war der Anteil junger Frauen besonders hoch. Als der Volksaufstand in Zentrum der Athener Technischen Hochschule im November 1973 ausbrach, nahmen junge Studentinnen aktiv an der Besetzung ihrer Hochschule teil.

Aus dem Radiosender, den die Studierenden betrieben, waren kämpferische Frauenstimmen zu hören, die das Volk von Athen zum Aufstand gegen die Junta und die amerikanische Bevormundung aufriefen. Beson-

ders die Stimmen von M. Damanaki und I. Karystiani waren in das Bewußtsein der Bevölkerung eingegangen.

Erinnerungswürdig für diese Zeit ist die Haltung von Amalia Flemig, einer ausgezeichneten Wissenschaftlerin, die sich für die Demokratie einsetzte, später Abgeordnete im Parlament wurde und lange Jahre Vorsitzende des Verbandes griechischer Akademikerinnen (Σύνδεσμος Ελληνίδων Επιστημόνων) war.

Der erhebliche Anteil junger Frauen bei allen politischen Auseinandersetzungen während und nach der Militärdiktatur bewirkte ein grundsätzlich neues Bewußtsein darüber, was Frauenemanzipation bedeutet. Nach der Wiederherstellung der Demokratie 1974 sollte sich dies in der Verfassungsdiskussion niederschlagen. So sah 1975 die Verfassung einige Gesetzesänderungen vor, die in den achtziger Jahren in Kraft treten sollten. Damit wurde beabsichtigt, gleiche Rechte für Frauen im öffentlichen Leben und im Arbeitsbereich gesetzlich zu verankern. Das Mitgiftsgesetz wurde beseitigt, die Verpflichtung der Frauen, bei Eheschließung den Namen ihres Mannes anzunehmen, aufgehoben, die Gleichstellung der Frau im Arbeitsleben gesetzlich verankert, festgesetzt, daß Vergewaltigungsvergehen von Amtswegen verfolgt werden, das Recht auf Abtreibung gewährt und der internationale Vertrag gegen die Diskriminierung der Frau ratifiziert.

Dies alles ist per Gesetz zwar festgelegt worden, in Wirklichkeit aber funktioniert unsere Gesellschaft nicht gemäß dem Gesetz. Die Frau in Griechenland hat sich in allen Bereichen der Arbeitswelt als nützlich und fähig erwiesen. Jedoch wird weder ihre Leistung in gleichem Maße wie die des Mannes geachtet und geschätzt, noch ihr Bedürfnis nach freier sexueller Entfaltung geachtet. Heute beträgt der Frauenanteil unter den Beschäftigten 35%; davon sind 55% im öffentlichen Dienst tätig, 25-27% arbeiten in der Landwirtschaft, und 17% werden in der Industrie beschäftigt. Unter den Arbeitslosen liegt der Anteil der Frauen und Jugendlichen weit über den Landesdurchschnitt, der derzeit bei 10% liegt.

Trotz der aktiven und gleichwertigen Teilnahme an allen gesellschaftlichen und politischen Kämpfen ihres Landes ist die Präsenz der Frauen in den beschlußfähigen Gremien die prozentual geringste in ganz Europa. Unter den 300 Abgeordneten sind gerade 17 gewählte Frauen aktiv tätig. Vier Frauen unter 25 Männern sitzen im Europaparlament. Nur 11 Bürgermeisterinnen und nur wenig mehr stellvertretende Bürgermeisterinnen hat das Land aufzuweisen.

Die Bedingungen, unter denen Frauen an der Politik teilnehmen können, sind nicht nur aus Zeitgründen widrig. Die spezifische Art, wie heute Politik betrieben wird, die im wesentlichen zentristisch ist, ist weitaus hinderlicher. Bekanntlich stößt heute die Politik den Bürger generell ab, dies gilt besonders für Frauen und Jugendliche.

Die Massenmedien und großen Pressekonzerne fördern die androkratische Auffassung von der politischen Praxis, die sich im wesentlichen auf die Kontrolle von Macht beschränkt und die wirkliche Demokratie, sprich die Beteiligung des Bürgers an den Belangen des Gemeinwesens, die Beachtung der Alltagsprobleme der Bürger und die Umweltprobleme ignoriert.

Eine beständige Forderung des Frauenrats, des koordinierenden Gremiums auf Regierungsebene, bleibt die Quotenregelung mit 35% Frauenbeteiligung an den Wahllisten. Der Συνασπισμός (Verband der fortschrittlichen linken Gruppen) ist die einzige Partei, die die Quotenregelung parteiintern realisiert (mit Ausnahme des Politbüros). Frauen wie Maria Damanaki, Parteivorsitzende des Synaspismos bis 1993, und Aleka Papariga, die die Stelle des Parteisekretarias der Kommunistischen Partei Griechenlands innehat, sind eine seltene Ausnahme.

Sehr viele Frauen sind in den Wissenschaften, in den Gewerkschaften und im Kunstbereich tätig. Aber wie viele von ihnen werden bekannt! Wie viele gehen als Menschen in die Geschichte ein, die sie aktiv gestaltet haben! Oder geraten, nachdem sie eine Zeitlang einen Bekanntheitsgrad erreichten, schnell in Vergessenheit.

Abschließend möchte ich einige Frauen nennen, die sich sowohl durch ihre Kunst wie durch ihr gesellschaftlichen Engagement auszeichneten. Als Schriftstellerinnen wären folgende Persönlichkeiten zu nennen: Galatia Kasandsaki, Dido Sotiriou, Elli Alexiou und Melpo Axioti. Im Theater die unvergeßliche Melina Merkuri und Ketti Arseni, die besonders während der Militärdiktatur durch ihren Einsatz bekannt wurde. Im Bereich der bildenden Künste wären Vaso Katraki und E. Bakalo zu nennen, erstere ist auch wegen ihrer Beteiligung an der Widerstandsbewegung bekannt geworden.

Im Bereich der Fotografie wäre Voula Papaioannou zu nennen, die mit ihren Bildern über die Widerstandszeit besonders bekannt wurde. Als Architektin tat sich besonders in den letzten Jahren Sousana Antonakaki hervor. In der Keramik tat sich besonders Eleni Bernardaki hervor. Es wäre aber ein Fehler, diejenigen Frauen die sich als Juristinnen für die

gesetzliche Verankerung der Frauenrechte einsetzen, unerwähnt zu lassen. Nämlich: Aliki Giotopoulou-Maragkopoulou, N. Kaltsioga-Tournaviti (N., M. Kostavara, ferner Toula Drakopoulou, R. Lampsa, T. Pantasi (T., und S. Laiou u.a.

Literatur:

Τασούλα Βερβενιώτη: Η γυναίκα της αντίστασης. Εκδ. Οδυσσέας, Αθήνα 1994.

Έφυ Αβδέλα, Αγγελίκα Ψαρρά: Ο φεμινισμός στην Ελλάδα του μεσοπολέμου. Εκδ. Γνώση, Αθήνα 1985.

Θ. Κάφζη: Η γυναίκα του 20. Αιώνα. Εκδ. Στράτης Φιλιππότης, Αθήνα 1993.

Ρούλα Κακλαμάνακη: Η θέση της Ελληνίδας, στην οικογένεια, στην κοινωνία, στην πολιτεία. Εκδ. Παιδεία, Αθήνα 1979.

Conrad Grau

Das Urkunden-Corpus des Oströmischen Reiches

Die Internationale Assoziation und das Kartell der Akademien
Ein Beitrag zur Geschichte der Byzantinistik

Das „Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit" gehört zu den wichtigsten Quelleneditionen des Byzantinischen - oder Oströmischen - Reiches. Das anvisierte Ziel eines Corpus aller Kaiser-, Patriarchen-, Bischofs- und Privaturkunden konnte allerdings nur partiell durch die fünfbändige Publikation der Regesten der griechischen Kaiserurkunden verwirklicht werden. Dieses Verdienst gebührt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und deren Mitglied Franz Dölger (1891-1968), der sich auf umfassende vorbereitende Arbeiten stützen konnte. In den fünf Bänden des Corpus erschienen von 1924 bis 1965 insgesamt 2555 Regesten der byzantinischen Kaiserurkunden. Aus Anlaß dieses Teilergebnisses des umfangreicher geplanten Vorhabens hat Dölger 1964 in einem Münchener Akademievortrag darüber referiert. An der Weiterführung des Corpus wird in München bis in die Gegenwart gearbeitet.[1] Dölger hat in seinem Bericht auf die Entwicklung des Corpus vor dem ersten Weltkrieg im Rahmen der Internationalen Assoziation der Akademien generalisierend hingewiesen, den Anteil des Kartells der Akademien hat er indes gar nicht erwähnt. Aus den Quellen können hier ergänzende Informationen zur Geschichte des Corpus beigebracht werden, die wissenschaftsgeschichtlich von Interesse sind.

Im Jahre 1893 wurde das Kartell der Akademien der Wissenschaften gegründet, dessen offizieller Name „Verband wissenschaftlicher Körper-

---

1 Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit. Hrsg. v. d. Akademien der Wissenschaften in München und Wien, Reihe A: Regesten, Abteilung I: Regesten der Kaiserurkunden des Oströmischen Reiches, Teil 1-5, München, Berlin 1924, 1925, 1932, 1960, 1965; F. Dölger, Vierzig Jahre Corpus der griechischen Urkunden bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bericht 1924-1964 (= Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte 1964/12), München 1965: bibliogr. Angaben bei: F. Domay, Handbuch der deutschen wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften, Wiesbaden 1977, S. 60 f; Bayerische Akademie der Wissenschaften. Jahrbuch 1994, München, 1995. S. 41, 151.

schaften" lautete.[2] Dessen Initiatoren waren die Akademien der Wissenschaften in Berlin und Wien. Die Konstituierung erfolgte unter der Ägide der Akademie - damals noch Gesellschaft - der Wissenschaften in Leipzig. Beteiligt waren außer den drei genannten die Akademien in Göttingen und München. Der Beitritt weiterer Akademien, auch nichtdeutschsprachiger, war im Statut als Möglichkeit vorgesehen. Die Gesamtversammlung der Mitglieder der Preußischen Akademie billigte das Vorgehen ihrer Vertreter in Leipzig zunächst nicht. Berlin trat dem Kartell daher erst 1906 bei. Im Jahre 1911 wurde die 1909 gegründete Akademie in Heidelberg aufgenommen. Das Kartell bestand in seiner ursprünglichen Form bis 1940, als unter Einwirkung des nationalsozialistischen Ministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung der „Reichsverband der deutschen Akademien der Wissenschaften" gebildet wurde. Nach 1945 wurde der Verband in der alten Form nicht wieder belebt. Die Geschichte des Kartells, insbesondere hinsichtlich seine wissenschaftlichen Wirksamkeit, bedarf noch der eingehenden Erforschung.

Neben dem Kartel bestand seit 1899 die Internationale Assoziation der Akademien (IAA), in der die deutschen Akademien - außer der Heidelberger - und die Wiener Akademie ebenfalls Mitglied waren.[3] Auch das vielseitige Wirken dieser Organisation, die ein Opfer des ersten Weltkrieges, aber niemals offiziell aufgelöst wurde, ist ein Desiderat der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung. Die Initiative zur Gründung der Assoziation ging von den fünf Akademien in London, Göttingen, Leipzig, München und Wien aus. Fünf weitere Akademien - Berlin, Paris (Académie des Sciences), St. Petersburg, Rom und Washington - schlossen sich sofort an. Gemeinsam wurde die Gründung vollzogen und weitere neun Akademien - Amsterdam, Brüssel, Budapest, Christiania (Oslo), Kopenhagen, Madrid, Paris (Académie des Inscriptions et Belles-Lettres und Académie des Sciences morales et politiques) und Stockholm - traten wunschgemäß bei. Ab 1901 fanden in dreijährigem Turnus Generalversammlungen statt - 1901: Paris, 1904: Londen, 1907: Wien, 1910: Rom, 1913: St. Petersburg -, denen jeweils im Vorjahr Ausschußsitzungen am Ort der Generalversammlung vorausgingen. Bis 1913 wurden fünf weitere

---

2 C. Grau, Die Wissenschaftsakademien in der deutschen Gesellschaft: Das „Kartell" von 1893 bis 1940, in: Acta historica Leopoldina, Nr. 22 (1995), S. 31-56.

3 C. Grau, Die Petersburger Akademie der Wissenschaften in den interakademischen Beziehungen 1899 bis 1915, in: Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas 25/2, 1982, S. 51-68; zu beiden Organisationen der Akademien auch: C. Grau, Berühmte Wissenschaftsakademien. Von ihrem Entstehen und ihrem weltweiten Erfolg, Leipzig/Thun/Frankfurt a.M. 1988.

Akademien in die Assoziation aufgenommen, die für ihre Arbeiten zwei Sektionen für Sciences und für Lettres bildete. An den insgesamt 31 Unternehmen der Assoziation, die zu unterschiedlichen Zeiten betrieben oder unterstützt wurden - außer der interdisziplinären Leibniz-Ausgabe 19 naturwissenschaftliche und 11 geisteswissenschaftliche - beteiligten sich nur die jeweils interessierten Akademien. Das hier vorzustellende Corpus wurde als eines der ersten Vorhaben der IAA in Angriff genommen.

Die Geschichte des Corpus der griechischen Urkunden ist in mehrfacher Hinsicht exemplarisch für derartige geisteswisssenschaftliche akademische Unternehmen nationalen oder internationalen Charakter im 20. Jahrhundert. Sie erweist erstens die Bedeutung der Wissenschaftskooperation bei solchen Vorhaben, auch wenn in der Regel eine einzelne Akademie die Federführung für die Realisierung übernahm. Zweitens bestätigt dieses Corpus wie andere Akademievorhaben, daß die ursprünglich erwarteten Ausmaße, Kosten und Fristen der Durchführung völlig unterschätzt wurden. Und drittens kann das Corpus wie vergleichbare andere Unternehmen für sich in Anspruch nehmen, durch Grundlagenforschung eine gesicherte Basis für weitere wissenschaftliche Untersuchungen geschaffen zu haben. Im speziellen Falle des Corpus geht es dabei insbesondere um die Erarbeitung der Urkundenlehre des Byzantinischen Reiches, immerhin einer tausend Jahre umfassenden Epoche der europäischen Geschichte unter Einbeziehung Vorderasiens und Nordafrikas. Jeder Historiker des Mittelalters weiß, welche Bedeutung gesicherten Ergebnissen der Diplomatik als einer historischen Hilfswissenschaft für seine Forschungen zukommt. Im Vorwort zu einer Aufsatzsammlung, in der er seine Urkundenforschung kurz referierte, erinnerte Dölger 1956 - in Anbetracht seiner Corpus-Arbeit mit Recht - an die noch nicht geschriebene „systematische Darstellung der byzantinischen, Diplomatik, welche die Wissenschaft von mir zu fordern berechtigt wäre".[4] Gemeinsam mit einem Koautor hat er 1968 diese Hoffnungen noch erfüllen können.[5] In dieser Publikation wird auch auf die Geschichte der Diplomatik, insbesondere der byzantinischen, eingegangen, nicht zuletzt auf der Grundlage der Arbeit am Corpus.

Die um 1900 verstärkt einsetzenden Bemühungen um die Diplomatik im Umfeld des Aufschwungs der Geschichtswissenschaft konnten auf die

---

4 F. Dölger, Byzantinische Diplomatik. 20 Aufsätze zum Urkundenwesen der Byzantiner, Ettal 1956, S. XII.

5 F. Dölger/J. Karayannopulos, Byzantinische Urkundenlehre. Erster Abschnitt: Die Kaiserurkunden (=Byzantinisches Handbuch im Rahmen des Handbuchs der Altertumswissenschaft, 3. Teil, 1. Bd., 1. Abschnitt), München 1968.

Einbeziehung der byzantinischen Komponente nicht verzichten. Die Byzantinistik[6] als eine neue wissenschaftliche Disziplin wurde von Karl Krumbacher (1856-1909)[7] in München begründet. Drei wesentliche Kriterien der Disziplingenese[8] dieses Faches sind in den neunziger Jahren des 19. Jahrhundert mit Krumbachers Namen verbunden: 1891 legte er sein Standardwerk „Geschichte der byzantinischen Literatur", vor, das 1897 in einer stark vermehrten zweiten Auflage mit Ergänzungen über die geistliche byzantinische Literatur von Albert Erhard (1862-1940) und über die byzantinische Geschichte von Heinrich Gelzer (1847-1906) erschien. 1892 erhielt Kumbacher an der Münchener Universität eine außerordentliche Professur und 1896 den Lehrstuhl für mittel- und neugriechische Philologie. Das zugehörige Seminar entstand 1897, und seit 1892 gab Krumbacher die „Byzantinische Zeitschrift" heraus, das erste Fachorgan auf diesem Gebiet. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften[9] war Krumbacher bereits seit 1890 (außerordentliches, 1895 dann ordentliches). Auch wenn es Forschungen zu Byzanz natürlich bereits in den vorhergehenden Jahrhunderten gegeben hatte, so war doch dank Krumbachers -Darstellung des Gegenstandes, Universitäts-Ordinariat, Institut (Seminar), eigene Zeitschrift und Akademiemitgliedschaft - eine neue Entwicklungsstufe erreicht.

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde durch Afanasij Papadopulos-Kerameus (Papadopulo-Keramevs, 1856-1912) aus St. Petersburg - wo er an der Universität und in der Kaiserlichen Bibliothek tätig war - an die Münchener Akademie der Wunsch herangetragen, die von 1860 bis 1890 in sechs Bänden von dem Wiener Slawisten Franz Miklosich (1813-1891) und dem Erforscher der griechischen Literatur Joseph Müller (1823-1895) herausgegebenen „Acta et Diplomata Graeca Medii Aevi" fortzusetzen. Dieser Plan wurde in München als verfehlt abgelehnt. Noch Dölger fand es viele Jahrzehnte später „auffallend", daß gerade eine in Wien vorbereitete, an sich sehr verdienstvolle Edition die maßstabsetzenden

---

6 J. Irmscher, Einführung in die Byzantinistik, Berlin 1971; Gy. Moravcsik, Einführung in die Byzantinologie, Budapest 1976.

7 F. Dölger, Die Byzantinisten der Akademie, in: Geist und Gestalt. Biographische Beiträge zur Geschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vornehmlich im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens, Bd. 1: Geisteswissenschaften, München 1959, S. 144-152.

8 M. Guntau/H. Laitko (Hrsg.), Der Ursprung der modernen Wissenschaften. Studien zur Entstehung wissenschaftlicher Disziplinen, Berlin 1987.

9 Gesamtverzeichnis der Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens 1759-1959, München 1963 (auch für weitere Münchener Akademiemitglieder).

Forschungsergebnisse des Instituts für österreichische Geschichtsforschung auf dem Gebiet der historischen Hilfswissenschaften nicht berücksichtigte.[10] Auf Veranlassung von Krumbacher wurde der 1899 gegründeten Internationalen Assoziation der Akademien im Jahre 1900 von München vorgeschlagen, gemeinsam etwas Neues zu schaffen.[11]

Nachdem die anderen Akademien der Assoziation grundsätzlich zugestimmt hatten, legte Krumbacher im Januar 1901 einen deteillierteren Plan für das Corpus vor, der - wie es hieß - den „erhebliche gesteigerten wissenschaftlichen Anforderungen auf den Gebieten der byzantinischen Philologie und der Diplomatik" entsprach. Es war beabsichtigt, 15 Bände zu publizieren.[12] Während der ersten Generalversammlung der Assoziation in Paris 1901 beriet eine Kommission den Vorschlag und regte mit Mehrheit an, ihm auf der Grundlage einer ausführlichen Konzeption auf der nächsten Generalversammlung in London (1904) zu erörtern. Das wurde von 11 in der Sektion Lettres vertretenen Akademien der Wissenschaften (Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, Göttingen, Leipzig, München, Académie des Inscriptions et Belles-Lettres und Académie des Sciences morales et politiques in Paris, Rom, St. Petersburg und Wien) gebilligt, während sich zwei (Budapest und Christiania) der Stimme enthielten. Als einzige Akademie sprach sich die Berliner sowohl in der Kommission als auch bei der Schlußabstimmung gegen das Corpus aus.[13]

Die Berliner Delegierten folgten damit einer Entscheidung der Preußischen Akademie in deren zuständiger Historisch-Philologischer Klasse und im Plenum vom März 1901. Die Klasse hatte, nachdem der Münchener Vorschlag bekannt geworden war, ihrerseits eine Kommission eingesetzt, der Hermann Diels (1848-1922), Ernst Dümmler (1830-1902), Reinhold Koser (1852-1914) und Adolf Harnack (1851-1930) angehörten. Keiner von ihnen hatte sich speziell mit der byzantischen Geschichte befaßt. Wie Diels im Namen der Kommissionsmitglieder schrieb, sollte die Akademie dem Plan „in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht näher treten, da er zeitlich und politisch nicht genügend begrenzt und bei dem Mangel guter Übersicht über das in den Bibliotheken und Archiven vorhandene Material nach Umfang und Kosten nicht schätzbar erscheint. Vor

---

10 Dölger, Corpus (wie Anm. 1), S. 4.

11 Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (weiterhin: ABBAW) II-XII, 18, fol. 337-338, 339 r (= gedrucktes Protokoll). Den Kolleginen und Kollegen des Archivs danke ich für die Unterstützung meiner Recherchen.

12 ABBAW II-XII, 19, fol. 11-12.

13 ABBAW II-XII, 19, fol. 133, 140-141 r (= gedrucktes Protokoll).

allem aber kann sie den philologischen Gesichtspunkt nicht billigen, der alle nichtgriechischen Urkunden ausschließt. Sie würde vielmehr den Plan nur dann für fruchtbar halten, wenn der historische Gesichtspunkt als maßgebend anerkannt würde". Die Klasse stimmte dieser Einschätzung zu, in der offensichtlich die historische Dimension des Vorhabens unterbewertet wurde. Die Gesamtakademie, die bereits „gewichtige Bedenken" geäußert hatte, schloß sich der Klasse an, erbat allerdings die Streichung des letzten Satzes des Gutachtens.[14] Ohne die genannten Ablehnungsgründe grundsätzlich in Frage zu stellen - sie waren sicherlich zu diesem frühen Zeitpunkt infolge der nur sehr allgemeinen Kenntnis des Vorhabens nicht unberechtigt, galten aber partiell auch für manches andere Projekt der IAA -, ist das alleinige Ausscheren der Preußischen Akademie, zumal es auch später nach genauerer Information nicht revidiert wurde, immerhin auffallend und vielleicht ein Indiz für die Unterschätzung der jungen Byzantinistik. Harnacks Vorschlag von 1900, Krumbacher zum Korrespondierenden Mitglied der Preußischen Akademie zu wählen, wurde nicht realisiert. Übrigens wird im Sachverzeichnis der Berliner Akademiepublikationen von 1900 bis 1945 unter den Oberbegriffen Geschichte sowie Sprache und Literatur keine byzantinische Veröffentlichung verzeichnet.[15]

Die Bayerische Akademie präzisierte ihren Plan auftragsgemäß 1903 in einer 124-seitigen Broschüre, die der Londoner Generalversammlung der IAA 1904 vorgelegt wurde: „Plan eines Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters und der neueren Zeit (bestimmt zur Vorlage bei der zweiten allgemeinen Sitzung der Association Internationale des Académies, London 1904)".[16] Die Begründung stammte von Konstantin Jireček (1854-1918) in Wien und Karl Krumbacher, der 1903 auch auf dem Internationalen Historikerkongreß in Rom für das Vorhaben warb und durch diese Wahl des Gremiums gleichsam indirekt die in Berlin vermißte historische Dimension unterstrich. Die Autoren machten u.a. auf das Defizit der byzantinischen Urkundeneditionen für „die geschichtliche Erforschung des osteuropäischen Mittelalters" aufmerksam. Eine von

---

14 ABBAW II-XII, 19, fol. 41, 43, 50, 61 r.

15 C. Grau, Die Berliner Akademie der Wissenschaften in der Zeit des Imperialismus, Teil 1, Berlin 1975, S. 137; Gesamtregister der Abhandlungen, Sitzungsberichte, Jahrbücher, Vorträge und Schriften der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1900 bis 1945, Berlin 1966; W. Hartkopf, Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700 - 1990, Berlin 1992 (auch für weitere Berliner Akademiemitglieder).

16 ABBAW II-XII, 20, fol. 1 (Druck).

Dölger 1964 nicht erwähnte Zusammenstellung des zu diesem Zeitpunkt bekannten und zu edierenden Materials lieferte 1903 auf mehr als 100 Seiten der genannten Broschüre der junge ~~Byzantinist Paul Marc (1877-~~ 1949). Dieser rechnete damals mit Kosten von 90.000 Mark für das Corpus, die die interessierten Akademien und Griechenland aufbringen sollten. Innerhalb von 15 Jahren sollten 18 Bände mit Urkunden publiziert werden. Tatsächlich war nach Ablauf dieser Frist, also am Ende des ersten Weltkriegs, überhaupt noch nichts veröffentlich worden.

Paul Marc war der ältere Bruder des im ersten Weltkrieg gefallenen Malers Franz Marc (1880-1916), der diesen auch auf einer Forschungsreise auf den Athos begleitet hatte.[17] 1904 hatte Paul Marc nach seinem Studium in München bei Karl Krumbacher über „Die Überlieferung des Äsopromans" promoviert.[18] Nach dem Tode Krumbachers war er von 1909 bis 1927 einer der beiden Herausgeber der Byzantinischen Zeitschrift. Marc wandte sich indes schon bald nach dem ersten Weltkrieg teilweise von der Byzantinistik ab. Sein Verzicht als Herausgeber der Byzantinischen Zeitschrift wurde 1928 mit der „Übernahme anderer Berufspflichten" begründet. Er wäre deshalb „schon seit mehreren Jahren nicht mehr in der Lage gewesen, seine Arbeitskraft wie früher der Byzantinischen Zeitschrift zu widmen. Sein Ausscheiden aus der Redaktion erneuert aber die Erinnerung an die außerordentlichen Verdienste, die sich Herr Dr. Paul Marc viele Jahre hindurch um die Leitung der Byzantinischen Zeitschrift wie um die gesamte Byzantinistik erworben hat; insbesondere wird sein ausgezeichnetes Generalregister der ersten zwölf Bände immer zu den unentbehrlichen Handbüchern unserer Wissenschaft gehören. Der Dank der Fachgenossen und vor allem der Redaktion und des Verlages der Byzantinischen Zeitschrift bleibt ihm auch künftig gesichert."[19] Sein Nachfolger wurde der Privatdozent Franz Dölger, der 1919 promoviert und sich 1925 für das Fach Byzantistik habilitiert hatte. Er redigierte die Byzantinische Zeitschrift bis 1963, seit 1931 als alleiniger Herausgeber.

Marcs weiterer Lebensweg kann hier nur angedeutet werden. Vielleicht war es der Weltkrieg, der ihm wie manche seiner Zeitgenossen aus der vorgezeichneten Bahn warf. Nicht richtig ist die Mitteilung, Paul Marc

---

17 Franz Marc, Briefe, Aufzeichnungen, Aphorismen, Leipzig/Weimar 1980, S. 199; K. Lankheit, Franz Marc. Sein Leben und seine Kunst, Köln 1976, passim nach Register.

18 Veröffentlicht in : Byzantinische Zeitschrift 19, 1910, S. 383-421.

19 Byzantinische Zeitschrift 28, 1928, S. 240; das erwähnte Generalregister von Marc erschien 1909.

wäre nach dem Tode seines Bruders der Verwalter von dessen Nachlaß in Berlin gewesen[20] - jedenfalls widmete er sich nicht nur dieser Aufgabe, obwohl ihm noch 1976 im Vorwort zu einer Franz-Marc-Biographie der Dank des Autors für erwiesene Hilfe - ohne Nennung des Zeitpunktes - ausgesprochen wurde.[21] Nach dem ersten Weltkrieg[22] hatte Paul Marc in München ab 1919 die „Auslandspost" herausgegeben und wurde auf diesem Wege mit dem Völkerrechtler Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874-1936), einem Enkel des Komponisten, bekannt, der 1923 als Professor der Universität in Hamburg dort das außeruniversitäre Institut für Auswärtige Politik gründete. Paul Marc wurde Geschäftsführer dieses liberalem und demokratischem Gedankengut verpflichteten Instituts und blieb es auch, als Mendelssohn im Zuge der nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik 1933/34 als Jude seine Stellung an der Universität und als Direktor des Instituts verlor und emigrierte. Auch nach der Reorganisation der außenpolitischen Forschung, auf die hier nur verwiesen werden kann, ab 1937 blieb Marc bis 1945 im Institut - nun nicht mehr als Geschäftsführer, sondern als stellvertretender Direktor, obwohl er vor 1933 zeitweilig der SPD angehört hatte. Die Hintergründe bedürften der weiteren Erforschung, sie zwingen jedenfalls zur differenzierten Betrachtung des Verhaltens jedes Einzelnen unter den Bedingungen der Diktatur.

Im Zusammenhang mit der erwähnten Reorganisation, dem Anschluß des Instituts für Auswärtige Politik in Hamburg an das Institut für Außenpolitische Forschung in Berlin, wurde die Bibliothek aus der Hansestadt in die Reichshauptstadt verbracht und während des Krieges nach Sondershausen in Thüringen verlagert. Von dort gelangte sie mit Hilfe der Amerikaner Ende Juni 1945, unmittelbar vor der Übergabe des Gebietes an die sowjetische Besatzungsmacht, nach dem Westen und schließlich wieder nach Hamburg. Marc kehrte zu Ostern 1945 aus Sondershausen nach Bayern zurück, wo er infolge der Kriegsereignisse auch blieb. Von 1923 bis 1935 war Marc Redakteur/Schriftleiter des unter wechselnden Titeln erschei-

---

20 Neue Deutsche Biographie, Bd. 16, 1990, S. 106 (Artikel: Franz Marc); dort auch der Geburtstag von Paul Marc: 23. Dezember 1877; einzige mir bekannte Quelle für den Tod am 23. September 1949: Byzantinische Zeitschrift, 43, 1950, S. 255.

21 Lankheit (wie Anm. 17), S. 9.

22 Alle weiteren Angaben zu Paul Marc seit den zwanziger Jahren nach K.J. Gantzel (Hrsg.), Kolonialrechtswissenschaft, Kriegsursachenforschung, Internationale Angelegenheiten. Materialien und Interpretationen zur Geschichte des Instituts für Internationale Angelegenheiten der Universität Hamburg 1923-1983 im Widerstreit der Interessen, Baden-Baden 1983, passim nach Register; weiterhin - mit teils falschen Angaben - Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender : 3 (1928/29), Sp. 1489; 4 (1931), Sp. 1852; 5 (1935), Sp. 863; 6 (1940/41), Bd. 2, Sp. 124.

nenden Monatsperiodicums zur auswärtigen Politik: „Europäische Gespräche. Hamburger Monatshefte für Auswärtige Politik" (1-11, 1923-1933); „Hamburger Monatshefte für Auswärtige Politik" (1-3, 1934-1936); „Monatshefte für Auswärtige Politik" (4-8, 1937-1941); „Auswärtige Politik" (9-11. 1942-1944). Seinem bis in die Jugendjahre am Anfang des Jahrhundert zurückreichenden Interesse für internationale Fragen und an der redaktionellen Arbeit blieb er auf diese Weise im gewissen Sinne jedenfalls treu.

Nach diesem Exkurs in das spätere Wirken von Paul Marc, der wohl auch erklärt, warum sein Anteil an der Frühgeschichte des Corpus und seine Verdienste um die Byzantinistik insgesamt in der späteren byzantinistischen Fachliteratur ungerechtfertigterweise eher episodisch erwähnt werden, gilt es, den Faden am Jahrhundertbeginn wieder aufzunehmen. Die Generalversammlung der IAA in London billigte 1904 das von Paul Marc mitbegründete Unternehmen Corpus der griechischen Inschriften und setzte unter Krumbacher als Obmann eine internationale Kommission ein. Ihr gehörten außerdem H. Gelzer, K. Jireček, Henri Auguste Omont (1857-1940) und Girolamo Vitelli (1849-1935) für die Leipziger Gesellschaft, die Wiener Akademie, die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in Paris und dei Lincei in Rom an. Die Zentralstelle für die Arbeiten sollte bei der Bayerischen Akademie in München eingerichtet werden.[23] Obwohl Berlin an dem Vorhaben nicht beteiligt war, bestätigte die Preußische Akademie die Zusammensetzung der internationalen Kommission.[24] An Gelzers Stelle trat nach dessen Ableben als Leipziger Vertreter Ulrich Wilken (1862-1944). Nach dem Tode von Krumbacher wurde sein Nachfolger in München, August Heisenberg (1869-1930), 1910 Obmann der internationalen Kommission.[25] Heisenberg[26], der Vater des Physikers, war seit 1911 außerordentliches und seit 1913 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie. Die eigentliche Arbeit am Corpus leistete wohl weiterhin Paul Marc, der nach Krumbacher bis 1927 mit Heisenberg auch die Byzantinische Zeitschrift herausgab.

Während der Vorbereitung und Durchführung der Generalversammlung der IAA in Wien konnte Krumbacher 1906/07 erste Arbeitsergebnisse vorlegen, die vor allem in der Ergänzung der Materialübersicht von 1903

---

23 ABBAW II-XII, 20, fol. 165, 193 r-194, 198 r (= gedrucktes Protokoll).

24 ABBAW II-XII, 20, fol. 165 r, 166.

25 ABBAW II-XII, 21, fol. 151 (= S. 38-40 des gedruckten Protokolls); II-XII, 23/1, fol. 246.

26 F. Dölger, Die Byzantinisten der Akademie (wie Anm. 7), S. 152-157.

durch Marc bestanden und die teilweise in der Byzantinischen Zeitschrift publiziert worden waren. Finanzielle Beiträge hatten die griechische Regierung, die Universität Athen und die Akademien in Wien und München geleistet. Doch erst wenn auch die bayerische Regierung Zuwendungen erbrächte, wäre - wie Kumbacher schrieb - „die Arbeit durch Einstellung eines Hilfsarbeiters und durch Einrichtung eines Arbeitslokales (Archiv etc.) systematisch zu organisieren - die einzige Möglichkeit, das Unternehmen, gleich anderen ähnlichen Unternehmungen, mit der wünschenswerten Schnelligkeit zu fördern". Krumbacher konnte darauf verweisen, daß die Bayerische Akademie 1906 für 1908 die Preisaufgabe „Technik und Geschichte des byzantinischen Urkundenwesens" gestellt hatte.[27] Den Preis in Höhe von 1.500 Mark erhielt 1909 Paul Marc.[28]

Seinen letzten Arbeitsbericht legte Krumbacher 1909 dem Ausschuß der IAA vor, der die Generalversammlung von 1910 in Rom vorbereitete. Seit dem 1. Januar 1909 bestand endlich die Zentralstelle mit Paul Marc als honoriertem Mitarbeiter unter der Leitung einer akademischen Kommission der Bayerischen Akademie, der außer Krumbacher die Münchener Akademiemitglieder Otto Crusius (1857-1918) und Hermann von Grauert (1850-1924) engehörten.[29] Am 6. März 1909 legte Krumbacher der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der Bayerischen Akademie einen „Bericht und Vorschläge" von Marc vor. Darin werden die Genesis des Unternehmens, inhaltliche Aspekte und wissenschaftsorganisatorische Fragen ausführlich behandelt. Die Klassen bestätigen diesen Arbeitsplan, der grundlegend für die Realisierung des Vorhabens blieb.[30] Marc ist es auch gewesen, der 1910 nach dem Tode von Krumbacher, den er ausdrücklich als Verlust für das Unternehmen bezeichnete, einen 32-seitigen Bericht für die römische Versammlung der IAA vorlegte, der gebilligt wurde.[31] Dabei handelte es sich - ein Jahrzehnt nach der Inaugurierung - um die bis dahin ausführlichste Darlegung inhaltlicher Probleme des Projektes, die den Marc-Plan von 1909 ergänzt.

---

27 ABBAW.

28 Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historsichen Klasse der K.B. Akademie der Wissenschaften zu München. Jg. 1909, München 1910, S. 27+.

29 ABBAW II-XII, 22, fol. 59 (= S. 21-23 des gedruckten Protokolls), 83 (= S. 75-77 des gedruckten Protokolls).

30 Zum Corpus der griechischen Urkunden. Bericht und Vorschläge von Paul Marc, in: Sitzungsberichte (wie Anm. 28) S. 14+-23+.

31 ABBAW II-XII, 22, fol. 139: P. Marc, Bericht und Druckproben, 32 S., alle weiteren Zitate daraus.

Die Beschränkung des Vorhabens auf die griechischen Urkunden bis 1453 war kein Problem mehr. Hinsichtlich ihrer Ordnung wollte man von den Urkunden-Ausstellern - nicht den Empfängern - ausgehen. Beginnen wollte man mit den Kaiserurkunden, denn diese stünden „so sehr im Brennpunkt des byzantinischen Urkundenwesens, daß nur von dieser Seite her die byzantinische Diplomatik mit Erfolg in Angriff genommen und die kritische Grundlage auch für die übrigen Teile des Corpus geschaffen werden dürfte". Es wurden vier Arbeitsstufen vorgesehen, und zwar 1. Repertorien mit Übersichten über die Urkunden, die dreimals nach ihren damaligen Aufbewahrungsorten, nach Empfängern oder Ursprungsorten und chronologisch verzeichnet ~~werden sollten, 2. Anfertigung von~~ Regesten, 3. Sammlung der Urkunden, die „das vollständige Material für eine Diplomatik der byzantinischen Kaiserurkunde" darstellen, und 4. Aufbewahrung von Abschriften, Kollationen und Photographien bei der Zentralstelle. Der mit dieser Vorgehensweise verbundene größere Zeitaufwand wäre gerechtfertigt, denn er ermöglichte „als vornehmste Aufgabe für das Corpus die kritische Durcharbeitung des Materials". Marc rechnete 1910 mit 600 Kaiserurkunden, davon 200 Originale, die in zwei stattlichen Bänden von zusammen 1500 Druckseiten veröffentlicht werden sollten.

In der Form sollte sich die Edition an die Praxis der Diplomata-Abteilung der Monumenta Germaniae historica halten und nur im Format - Oktav statt Quart - abweisen, sonst „vollkommen diesem berühmten und bewährten Muster angeschlossen". Zunächst sollte allerdings nur ein Regestenwerk vorbereitet werden, denn: „Das Corpus soll als Textausgabe mit kritischen Erörterungen möglichst wenig belastet werden." Diese Regestenwerk würde außer den Indices etwa 600 Druckseiten erfordern, denn „auf eine erhaltene Kaiserurkunde dürften vielleicht drei nur bezeugte kommen, so daß etwa 2400 Urkunden zu registrieren wären". Das Vorbild wären Engelbert Mühlbachers (1843-1903) Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern mit „einer kaum bestrittenen Autorität". Abweichungen würden sich aus den Überlieferungsverhältnissen und aus Schwierigkeiten der byzantinischen Forschung ergeben. Ausdrücklich wurde darauf hingewiesen: „daß heute noch nicht und wohl überhaupt nie daran zu denken ist, etwas seinen kritischen Bemerkungen Gleichwertiges zu schaffen, braucht nicht weiter begründet zu werden". Mühlbacher war zeitweise - 1891 bis 1898 - einer der beiden Vertreter der Wiener Akademie in der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica.

Die „bewunderte Knappheit" Mühlbachers in seinem Regestenwerk würde sich nach Marc nicht immer erreichen lassen, da die byzantinischen Kaiserurkunden „detail- und beziehungsreicher" wären. Viel gravierender wäre jedoch, „daß der Bearbeiter der byzantinischen Regesten ein noch nicht im mindesten durchgearbeitetes Material zu verzeichnen hat und kaum je, wie der abendländische Forscher, in der Lage ist, mit einem wohlbekannten juristischen oder wirtschaftsgeschichtlichen Schlagwort einen ganzen langen Abschnitt einer Urkunde allgemein verständlich und erschöpfend zu charakterisieren. Vielfach steht nicht einmal die Wortbedeutung der in den byzantinischen Urkunden angewendeten Fachausdrücke hinreichend fest". In vielen Fällen könnte nur eine philologisch treue Übersetzung der wesentlichen Urkundenteile helfen. Der, wie Marc betonte, von Theodor Stickel (1828-1908) - er war als Direktor des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung der Begründer der modernen historischen Hilfswissenschaften, insbesondere der Urkundenlehre und der Paläographie - beschrittene Weg, für alle Kontexte gleichen Wortlaute entsprechende Regestenformeln zu bilden, sollte beim Corpus noch konsequenter gegangen werden, und „für jeden in den Urkunden vorkommenden griechischen Terminus soll ein bestimmtes deutsches Korrelat festgesetzt werden und durch das ganze Regestenwerk hindurch konsequent reserviert bleiben". Durch eine solche Erschließung der Urkundentexte würde das Regestenwerk „bis zu einem gewissen Grade als selbständiges Quellenwerk benützbar sein". Majuskelbuchstaben würden nur bei Eigennamen und Satzanfängen verwendet. Der 1910 vorgelegte Bericht von Paul Marc enthielt Druckproben von Regesten und Urkunden.

Die IAA billigte 1910 in Rom die Planungen und bestätigte August Heisenberg - den Nachfolger Krumbachers auf dessen Lehrstuhl, in der Redaktion der Byzantinischen Zeitschrift (bis 1927 zusammen mit Paul Marc) und als Akademiemitglied - als Obmann des internationalen Unternehmens „Corpus der griechischen Inschriften".[32]

Der Generalversammlung der IAA 1913 in St. Petersburg konnte Heisenberg namens der Bayerischen Akademie berichten, daß sich ihre Arbeiten entsprechend den Festlegungen von 1910 auf die Kaiserurkunden konzentriert hätten und die Repertorien fertiggestellt wären. Die Regestenanfertigung „wird fortgesetzt mit dem Endziel eines selbständigen ausführlichen Regestenwerkes, das eine historisch-kritische Durcharbeitung des gesamten Urkundenmaterials bieten soll. Es besteht die

[32] ABBAW II-XII, 22, fol. 162 (= S. 26, 34 des gedruckten Protokolls).

Hoffnung, der nächsten Versammlung einen Faszikel vorlegen zu können". Die Arbeiten waren also zu diesem Zeitpunkt weit fortgeschritten. Allerdings ist die nächste Versammlung, die 1916 in Berlin stattfinden sollte, dem Weltkrieg zum Opfer gefallen, ebenso wie die IAA selbst und weitgehend auch das byzantinische Engagement Paul Marcs. Daher kam es auch vorerst nicht zur Verwirkluchung des 1913 angekündigten Plan einer Faksimile-Edition, um „die Erforschung des byzantinischen Urkundenwesens zu fördern und die Untersuchung in rascheren Ganz zu bringen", obwohl die Mittel vorhanden waren und der IAA eine inhaltliche Beschreibung der vorgesehenen Faksimiles vorgelegt wurde, deren Edition in 250 Exemplaren 4000 Mark kosten sollte. „Es bleibt zu wünschen, daß in Anbetracht der in naher Aussicht stehenden Faksimileausgabe auch von anderen Akademien Zuwendungen gemacht werden."[33]

Auf Inhalt und Bedeutung der Münchener Arbeiten am Corpus nach dem ersten Weltkrieg und bis zum Abschluß der Regestenausgabe 1964 ist Dölger eingegangen, worauf hier verwiesen werden muß. Er war selbst, nachdem Paul Marc ausgeschieden war, der Bearbeiter und nach seines Lehrers Heisenberg Tod als dessen Nachfolger an der Universität und in der Akademie auch der Leiter der Arbeiten. Obwohl Dölger in seinem Akademievortrag die frühe Geschichte des Corpus nicht unbeachtet läßt, fällt - schon im Titel seines Berichts - doch auf, daß er sich sehr stark auf die vier Jahrzehnte seit dem Erscheinen des ersten Faszikels (1924) konzentrierte. Dadurch entsteht zumindest der Eindruck einer Unterschätzung der ersten beiden Jahrzehnte der Arbeit am Corpus, die in vieler Hinsicht grundlegend gewesen sind. Nicht erklärbar ist auch, warum das Kartell der Akademien in dem Bericht von 1964 im Unterschied zur Assoziation nicht einmal erwähnt wird, hat dieses doch durch seine über das begleitende Interesse in den zwanziger und dreißiger Jahren durchaus hinausgehende Aufmerksamkeit geholfen, die Weiterführung des Vorhabens zu sichern.

Franz Dölger war seit den ausgehenden zwanziger Jahren eine führende Persönlichkeit der deutschen Byzentinistik, deren internationale Entwicklung er ebenfalls nachdrücklich förderte. Nach München - er wurde 1935 ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie - wählten ihn die Akademien in Bukarest (1939), Wien (1941) und Sofia (1942) zu ihrem Mitglied. Später folgten die British Academy (1951), die Akademien in

[33] ABBAW II-XII, 23, fol. 84 (= S. 78-83, 126 des gedruckten Protokolls).

Berlin und Brüssel (1955 und 1956) und in Athen (1963). Seit 1962 war er Mitglied der 1842 vom preußischen Königs gestifteten Friedensklasse des Ordens pour le Mérite für Wissenschaften und Künste und erhielt damit eine der höchsten Ehrungen, die die Bundesrepublik Deutschland zu vergeben hat. Bei aller Vielseitigkeit dieses Forschers - Wirtschafts-, Finanz- und Sozialgeschichte Byzanz' - ist auf seiner Verdienste um die byzantinische Kaiserurkundenlehre mit besonderem Nachdruck zu verweisen.[34] Und diese wiederum sind undenkbar ohne das Corpus als Projekt der Grundlagenforschung, mit dem Dölgers Wirken nach der zwanzigjährigen Vorgeschichte mehr als vier Jahrzehnte verbunden war.

Nicht zuletzt als Gründer und langjähriger Vorsitzender der „Deutschen Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Byzantinischen Studien" (bis 1963), in der auch Byzantinisten der DDR mitwirkten, und als Vertreter der Bundesrepublik Deutschland in der Association Internationale des Études Byzentines war Dölger notwendigerweise auch mit den deutsch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen in der Zeit der staatlichen Teilung konfrontiert. Die mit diesen Beziehungen zusammenhängenden Fragen, die nicht zuletzt die Geschichte und die internationale Stellung der DDR-Byzentinistik betreffen, müssen weiteren Forschungen vorbehalten bleiben.[35] Hier sei nur darauf verwiesen, daß Johannes Irmscher (geb. 1920) als Byzantinist in der DDR, als Direktor eines Berliner Akademieinstituts und als Vorsitzender des Nationalkomitees der Byzantinisten der DDR in einem kooperativ-konfrontativen Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft und Wissenschaftspolitik zur Byzantinistik der Bundesrepublik stand.

Es war Johannes Irmscher, der in einem Brief an Johannes Stroux (1886-1954) bereits am 31. März 1952[36] die Wahl Dölgers zum Korrespondierenden Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin

---

[34] H.-G. Beck, Franz Dölger, in: Bayerische Akademie der Wissenschaften, Jahrbuch 1969, München 1969, S. 212-215; P. Wirth, Franz Dölger, in: Polychordia. Festschrift für Franz Dölger zum 75. Geburtstag, Bd. III (= Byzantinische Forschungen. Internationale Zeitschrift für Byzentinistik III), Amsterdam 1968, S. 1-4; im 2. Bd. dieser Festschrift, Amsterdam 1967, S. 238-246, publizierte auch J. Irmscher, dessen Name auch in der Tabula Gratulatoria zum 65. Geburtstag Dölgers verzeichnet ist: Dölger, Byzantinische Diplomatik (wie Anm. 4), S. VII.

[35] J. Irmscher, Byzentinistik, in: Das Institut für griechisch-römische Altertumskunde (= DAW. Schriften der Sektion für Altertumswissenschaft 8), Berlin 1957, S. 141-147, wo „Franz Dölger, dem unbestrittenen Führer der deutschen Byzentinistik", für Anregungen gedankt wird (S. 145).

[36] ABBAW, Bestand Akademieleitung. Personalia Nr. 79 (unpag.).

(DAW) anregte, die auf der Grundlage einer Laudatio des Ordentlichen Akademiemitglieds Ernst Hohl (1886-1957) vom 2. September 1954 am 13. Januar 1955 vollzogen wurde.[37] Gleichzeitig wurde übrigens ein anderer bedeutender Byzantinist, deer Ungar Gyula Moravcsik (1892-1972), gewählt, dessen zweibändiges Werk „Byzantinoturcica" in zweiter, durchgearbeiteter Auflage 1958 in Berlin erschien. Dölger sah in seiner Aufnahme in die DAW eine „höchst ehrenvolle Wahl", die er dankend annahm.[38] Bereits im Juni 1954 hatte er in der Kommission für spätantike Religionsgeschichte der DAW einen Vortrag gehalten, der 1955 im ersten Heft des ersten Bandes der gerade gegründeten Zeitschrift „Das Altertum", die Irmscher im Auftrage der Sektion für Altertumswissenschaften bei der DAW herausgab, publiziert wurde.[39] Im Juli 1961 war Dölger der Vertreter der Bayerischen Akademie der Wissenschaften auf dem Leibniz-Tag der DAW.[40] Nur wenig später, im September 1961, als es auf dem XII. Internationalen Byzantinistenkongreß in Ochrid (Jugoslawien) um die erfolgreiche gleichberechtigte Aufnahme der DDR-Byzantinistik in die internationale Organisation ging, mußte es mit dem bis dahin gesamtdeutschen Vertreter Dölger verständlicherweise zu Auseinandersetzungen kommen.[41]

In seinem erwähnten Berliner Vortrag von 1954 behandelte Dölger mit wenigen Worten auch das „Corpus der griechischen Urkunden, welches nun rund ein halbes Jahrhundert besteht" - zehn Jahre später sprach er von vier Jahrzehnten der Corpus-Arbeit. Obwohl sich Dölger 1954 berechtigt glaubte, den Abschluß der Arbeiten für 1955/56 ankündigen zu dürfen, mußte er bekennen: „... damit geht es, wenn praktisch nur ein einziger neben anderen Aufgaben arbeiten kann, umbefriedigend langsam vorwärts".[42] Hier sprach der Beteiligte, der 1965 das Regestenwerk der griechischen Kaiserurkunden abschluß und der auch die - sonst von ihm nicht erwähnten - Verhandlungen des Kartells der Akademien über dieses Vorhaben kannte.

---

37 Ebenda.

38 Ebenda.

39 F. Dölger, Aufgaben der byzantinischen Philologie von heute, in: Das Altertum, Bd. I, 1955, S. 44-58.

40 Jahrbuch der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1961, Berlin 1962, S. 4, 40.

41 Ebenda, S. 80; ABBAW Bestand Akademieleitung 7: Institut für griechisch-römische Altertumskunde 1946-1968, Bericht vom 21.9.1961 (unpag.).

42 Dölger, Aufgaben (wie Anm. 39), S. 57.

Auf der Kartelltagung 1924 in München legte Heisenberg im Namen der dortigen Corpus-Kommission „als erste Veröffentlichung die von Herrn Dr. Dölger verfaßten Regesten" vor.[43] Im Vorwort behandelte Dölger die Geschichte und den Plan des Unternehmens, wobei ihm die Ungenauigkeit unterlief, als Ort der 3. Generalversammlung der IAA im Jahre 1907 Rom statt Wien zu benennen. Er kündigte das Erscheinen der weiteren Bände in schneller Folge an: „Da die Vorarbeiten zu Teil 2 - 5 schon ziemlich weit gediehen sind, besteht die Hoffnung, daß die Kaiserregesten in absehbarer Zeit fertiggestellt sein können ..." Obwohl Marc in diesem Zusammenhang nicht ausdrücklich erwähnt wird, dürfte doch klar sein, daß dessen Vorarbeiten hier stark ins Gewicht fielen. „Im wesentlichen konnten die Grundsätze beibehalten werden, wie sie in dem Bericht Paul Marcs für die Sitzung der philos.-philol.-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 6. März 1909 (vgl. Sitzungsberichte) dargelegt sind." Über seinen Vorgänger schrieb Dölger im Jahre 1924: „Wie für alle andern Arbeiten am Urkundencorpus hat auch für die Anlage der Regesten Paul Marc in jahrelanger hingebender Arbeit den Grund gelegt. So fand ich bei der Übernahme der Redaktion am 1. Januar 1920 beträchtliche Vorarbeiten vor. Das vorhandene Material, das besonders für die spätere Zeit sehr zahlreich ist und neben kurzer Angabe des Betreffs die oft abgelegenen Fundorte angibt, war für die vorliegende Arbeit eine willkommene Stütze und wird für die vorliegende Weiterarbeit eine nicht hoch genug zu schätzende Grundlage sein."

Damals hoffte Dölger, dem 5. Teil - der bekanntlich erst 1965 erschien - „gestützt auf ein ihm vorliegendes Manuskript Paul Marcs aus dem Jahre 1908 und eigene Studien, eine zusammenhängende Darstellung des Urkundenwesens der oströmischen Kaiserkanzlei beifügen zu können."[44] Das ist in dieser Form bekanntlich nicht geschehen. Bei dem Manuskript von Marc dürfte es sich um dessen erwähnte Preisschrift von 1908 handeln. In seinem Akademievortrag von 1964 würdigte Dölger zwar Marc als „verdiente(n) Mitherausgeber Karl Krumbachers und später A. Heisenbergs an der Byzantinischen Zeitschrift und als Leiter der als international gedachten Zentralstelle des Unternehmens in München eingesetzte(n) Wissenschaftler". Zugleich betonte er jedoch, daß der erste Teil der Regesten nach der Ankündigung im Jahre 1913 erst im Jahre 1924

[43] ABBAW II-XII, 5, fol. 117 (= S. 20 f.).

[44] Corpus der griechischen Urkunden (wie Anm. 1), Teil I, Einleitung, S. V-VI, XII.

„auf Grund der bis dahin gesammelten spärlichen und nun beträchtlich vermehrten Texte" herausgegeben werden konnte.[45]

Nachdem der erste Regestenband erschienen war, beschloß das Kartell der Akademien 1924, „daß die Fortführung des trotz aller Schwierigkeiten begonnenen Unternehmens ein dringendes Bedürfnis der Wissenschaft ist, und daß deshalb die Akademien von Wien und München gebeten werden, alle nötigen Schritte zur Fortführung des Unternehmens zu tun". „Nach längerer Erörterung" wurde vom Kartell der Titel der Publikation bestätigt: „Corpus der griechischen Urkunden der mittleren und neueren Zeit. Herausgegeben von den Akademien der Wissenschaften zu München und Wien. Reihe A: Regesten".[46]

Auf der Verbandstagung der Akademien 1929 in Heidelberg, auf der „die maßgebenden Gesichtspunkte bei der Herausgabe" des Corpus erläutert wurden, wurde erneut über diese Edition gesprochen und der erreichte Stand dargestellt. Danach sollten nach den beiden Faszikeln von 1924 und 1925, die Dölger bearbeitet hatte, weitere drei Bände „in nächster Zeit ausgegeben werden". „Eine finanzielle Unterstützung durch das Reichsministerium des Innern ist in Aussicht gestellt." Damit wurde die wissenschaftspolitische Bedeutung des Vorhabens unterstrichen. Für die bereits 1929 zum Druck vorbereitete „Sammlung von Faksimiles von Kaiserurkunden ... fehlen einstweilen die Mittel". Im Protokoll der Tagung, das wie stets sehr kurz gefaßt war, heißt es außerdem: „Durch 3 Reisen Dr. Dölgers nach Wien, Italien und Griechenland ist sehr viel Material zusammengebracht, so daß Arbeiten über die Diplomatik der oströmischen Kaiserurkunden in Angriff genommen werden können und z.T. schon sind." Das Editionsunternehmen schuf also zunehmend Grundlagen für zielgerichtete Forschungen, worin ja letztendlich auch der Sinn derartiger Vorhaben bestehen sollte. Der Heidelberger Tagung lag auch eine unvollständige, achtseitige Aufstellung „Die wissenschaftlichen Aufgaben der deutschen Akademien" vor, in der über 50 gemeinsame und einzelne Unternehmen verzeichnet wurden. Hier wird das Corpus als Vorhaben in München und Wien in die Rubrik „Gemeinsame Aufgaben des Kartells der deutschen Akademien" eingeordnet.[47]

Auf der folgenden Kartelltagung 1930 in München konnte die gerade erwähnte Faksimile-Ausgabe der Kaiserurkunden, die seit 1913 in der

---

45 Dölger, Corpus (wie Anm. 1), S. 5-6.
46 Wie Anm. 43.
47 ABBAW II-XII, 8, fol. 66 (= S. 8 f.), fol. 63 (= S. 1 f.).

Diskussion war, dank einer 3000-Mark-Spende des Reichsinnenministeriums erneut in Aussicht gestellt werden. Sie erschien 1931. Der dritte Band der Kaiserurkundenregesten stand unmittelbar vor der Fertigstellung und wurde 1932 vorgelegt. Daß die weiteren Bände „dann in sehr kurzen Zeitabschnitten folgen können", erwies sich wiederum als nicht realisierbare Hoffnung. Für die von Heisenberg befürwortete feste Anstellung des damaligen Privatdozenten Dölger beim Corpus bestand 1930 „keine Aussicht", wie die versammelten Akademievertreter konstatieren mußten.[48]

Dank „einer sehr ansehnlichen Beihilfe durch das Reichsministerium des Innern bzw. durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft" konnte das Corpus-Unternehmen „in den letzten beiden Jahren" gefördert werden, heißt es im Protokoll der Wiener Akademietagung 1932, der der 3. Regestenband vorgelegt wurde. Allerdings wurde gleichzeitig festgestellt: „Diese Hilfe scheint leider heuer auszubleiben." Die Münchener Arbeiten beschränken sich indes auch jetzt keineswegs nur auf die Herstellung der Regesten. „Auch Vorarbeiten für die Ausgabe der Texte wurde auf Grund des Materials, welches auf den Reisen nach Italien, Griechenland und nach Paris gewonnen worden ist, geleistet." Direkt auf die Durchführung von Forschungen im Umfeld des Editions-Unternehmens verweist die Information: „Ein größerer Aufsatz über besonders instruktive Fälschungen von Kaiserurkunden im Besitze des Athosklosters Zographu ist im Druck und wird in der Gedenkschrift für Spyr. Lampros erscheinen." Es handelte sich hier um den Beitrag Dölgers „Die Mühle von Chantax. Untersuchungen über vier unechte Kaiserurkunden" in der 1933 publizierten Erinnerungsschrift für den bedeutenden griechischen Byzantinisten Spyridon Lampros (1851-1919).[49]

Auf der Kartelltagung 1932 in Wien wurde zur „Herausgabe der Regesten der Patriarchatsurkunde" festgestellt, daß die Münchener Akademie angesichts der andernorts „weit fortgeschrittenen Vorarbeiten" für ihre Edition „auf die Einführung in das Corpus der griechischen Urkunden verzichtet. Die Patriarchatsregesten werden sich indessen in ihrer Anlage und äußeren Ausstattung so eng wie möglich an die Regesten der Kaiserurkunden anschließen". Die Nachwirkungen der Vorkriegsplanungen für das Corpus, die mit den damaligen Münchener Byzantinisten verbunden sind, erweisen sich erneut an diesem Beispiel. Auf Wunsch der Bayerischen Akademie wurde den anderen kartellierten Akademien vorgeschlagen, daß

[48] ABBAW II-XII, 8, fol. 104 (= S. 9 f.).

[49] Wiederabgedruckt in: Dölger, Byzantinische Diplomatik (wie Anm. 4), S. 189-203.

das Corpus, „das bis jetzt von München und Wien allein bestritten wurde, zu einem Unternehmen des Kartells gemacht werde", zumal es ja tatsächlich ein Unternehmen der alten Assoziation der Akademien war. Dieser Wunsch wird den einzelnen Akademien des Kartells vermittelt."[50] Der eigentliche Ausgangspunkt des Vorhabens war also den Beteiligten durchaus bewußt.

Ein schriftlicher Bericht über das Corpus-Unternehmen wurde erst wieder auf der Kartelltagung 1936 in München vorgelegt, und zwar erstmalig von Dölger, der dort 1935 Akademiemitglied geworden war. Darin ging es u.a. um „eine finanzielle Besserstellung des Mitarbeiters", die das Kartell beim Bayerischen Unterrichtsministerium beantragen wollte.[51] Offensichtlich versprach man sich von der Gemeinschaft der Akademien eher einen Erfolg als von einer Einzelaktion der Münchener Aktion. Doch tatsächlich geschah vor dem zweiten Weltkrieg nichts mehr. Nach der Unterstützung durch die Internationale Assoziation der Akademien verlor das Corpus auch die des Kartells der Akademien, das den Krieg nicht überlebte. Der vierte und der abschließende fünfte Band der Regesten der Kaiserurkunden erschienen erst 1960 und 1965 in der Bearbeitung von Dölger. Er war dabei von Peter Wirth (geb. 1930) unterstützt worden, dem „ein wesentliches Verdienst an der Vollendung des Werkes zukommt" und dem fortan „die praktische Leitung der Arbeit" unter dem Kommissionsvorsitz von Dölger übertragen werden sollte.[52] Diese Absicht wurde verwirklicht. Wirth ist seit mehr als dreißig Jahren wissenschaftlicher Mitarbeiter des Corpus der griechischen Urkunden.[53]

Die Aktivitäten der Akademien der Wissenschaften der Internationalen Assoziation und des Kartells, die personell und institutionell, wissenschaftlich und wissenschaftspolitik mit dem von der Bayerischen Akademie betreuten Corpus der griechischen Urdkunden über fast vier Jahrzehnte hinweg verknüpft gewesen sind, lassen in ihren Ergebnissen und Grenzen eine spezifische Seite der Wissenschaftsgeschichte aufscheinen. In ihrer Unvollendetheit verweisen die Bemühungen um das Corpus zugleich auf das in der Byzantinistik noch zu Leistende, wie sich auch

---

50 ABBAW II-XII, 9, fol. 28 (= S. 4 f.); über die Patriarchatsurkunden: Dölger, Corpus (wie Anm. 1), S. 13.

51 ABBAW II-XII, 9, fol. 164 (= S. 1).

52 Corpus der griechischen Urkunden (wie Anm. 1), Teil 5, S. VII; Dölger, Corpus (wie Anm. 1), S. 12.

53 Jahrbuch München 1994 (wie Anm. 1).

eine Warnung sein können, wenn es um die Festschreibung großer Forschungsprojekte der Akademien der Wissenschaften geht.

Heinz-Uwe Haus

Antike und Selbstbestimmung im neugriechischen Theater - Notate

1.

Der Schauspieler Kostas Kazakos beschrieb im Herbst 1986 zugespitzt die kulturelle Situation in Griechenland folgendermaßen: "Das, was wir heute als Griechentum bezeichnen, als klassische griechische Kultur, mußte über jahrhundertelange Fremdherrschaft hinweg bewahrt werden, über tausend Jahre Herrschaft des oströmischen Kaiserreiches, über 400 Jahre türkische Herrschaft. Bis vor kurzem, bis zum Jahr 1832, dem Jahr der Befreiung, war Griechenland ein Staat, der von außen abhängig war, mit kurzen, sehr kurzen Pausen demokratischer Verhältnisse."(1) Elli Lambetti, legendärer Bühnenstar, formulierte ähnliches 1976 als sie mir anbot, mit ihr als Grusche Brechts Parabelgeschichte vom "Kaukasischen Kreidekreis" zu inszenieren: "Wir Heutigen haben noch längst nicht für alle Schichten das kräftige Mitspracherecht und den entscheidenden Anteil an der Politik erlangt, wie sie für die attische Selbstbestimmung charakteristisch war. Die Geschichte jener Zeit, ihre Bewahrung gegen die jahrhundertelangen Fremdherrschaften ist die Voraussetzung für unsere Eigenart, unsere griechische Identität, die, tief im Volk verwurzelt, durch dieses repräsentiert ist. Wir Künstler stehen in der Schuld dieses Muts."(2)

Ganz offensichtlich hat wegen der besonderen geschichtlichen Entwicklung des heutigen griechischen Volkes und Staates die kulturelle Tradition eine überragende Bedeutung für die Bestimmung der nationalen und sozialen Identität unabhängig vom politischen Standpunkt des Einzelnen.

Mit Homers Epen, die in der Sprache des Volkes überliefertes Sagengut aus der Mykenischen Zeit verarbeiten, beginnt die historisch faßbare Entwicklung der griechischen Dichtung. 500 v. Chr. werden diese Epen aufgeschrieben und sind von da an gleichsam die "Fibel" der griechischen Bildung: mit ihnen lernt jeder Grieche lesen, schreiben, denken und fühlen. Der ganze Reichtum des Perikleischen Zeitalters, der Lyrik, der Dramendichtung, der Philosophie steht unter dem Einfluß Homers bis hinein in die hellenistische und römische Zeit.

Als die alte griechische Kultur zerfällt, entsteht ein neues Idiom, das als Weltsprache des Römischen Reiches dient: die "koine", die "gemeine/gemeinsame" Sprache, und zugleich bekommen die in dieser Volkssprache geschriebenen Bücher des Neuen Testaments nach dem 5. Jahrhundert im Byzantinischen Reich für dessen griechisch sprechende Untertanen eine Bedeutung, wie sie Homer für die antike Kultur hatte: sie werden die Grundlage der Erziehung bis in die Neuzeit. Beide geistigen Wurzeln formen die Sprache für die Pracht der byzantinischen Hymnendichtung, den Reichtum der Volksepen des frühen Mittelalters und die Balladen und Lieder, die zu jener Zeit und in der Neuzeit zugleich neu geschaffen und tradiert werden. Römische Besatzung, Slawenstürme, Lateinerherrschaft, Osmanenzeit hinterlassen zwar ihre Spuren, doch können diese Sprache nicht deformieren. Im Gegenteil: ihre Bedeutung wächst für die, die sie sprechen - was sie in ihrer Sprache sind, sind sie, über ihre Identität denken sie nicht nach.

Erst der Befreiungskrieg 1821/27 bringt eine tiefgreifende Bewußtseinsänderung: die Griechen sehen sich plötzlich mit den Europäern und deren Kultur, mit deren Denk-, Lebens- und Herrschaftsformen konfrontiert. Zudem nimmt diese "Kultur des Abendlandes" für sich in Anspruch, die einzig legitime Erbin der "alten Griechen" zu sein. Das griechische Bürgertum, das seinen Pendants im Westen und in der Mitte Europas nicht nachstehen will, schafft eine künstliche Schriftsprache, die auf antiken und byzantinischen Elementen fußende "reine Sprache" Katharevousa. Von nun an beginnt ein zäher Kampf zwischen der verachteten Sprache des Volkes und der in allen Schulen gelehrten "Hochsprache", der erst nach dem Zusammmenbruch der Junta 1974 zugunsten der demokratischen Kräfte entschieden werden kann. Durch die gesellschaftlichen, ideologischen und ästhetischen Auseinandersetzungen in den letzten 150 Jahren zieht sich die quälende Frage nach der Identität des "Neugriechen". Sie lebt von dem Widerspruch, den Kazakos so formuliert: "Daß die Kontinuität dennoch gewahrt blieb, ist dem Volk zu danken, durch das Volk wurde die Kultur gepflegt und weitergegeben, wie ein unterirdischer Fluß, der ständig fließt. Es entwickelte mehr oder weniger eine Kultur des Widerstandes, dank derer es gelungen ist, die Verbindung zur Antike niemals wirklich abreißen zu lassen."(3)

2.

Während der osmanischen Herrschaft gab es nur einige unbedeutende Versuche zur Wiederaufführung der antiken Theaterstücke, hauptsächlich

durch die griechischen Gemeinschaften im Ausland, vor allem in Rußland und Italien. Nach der Revolution 1827 gab es häufigere Unternehmungen, zuerst durch die neugegründete Universität und später durch die entstehenden professionellen Theater. Aber wirklich ernsthafte Anstrengungen, die alten Werke wiederzubeleben, wurden erst 1919 von Politis gemacht, als er "Ödipus Tyrann" mit dem berühmten Schauspieler Veakis inszenierte. Die Aufführung, die durch die Persönlichkeit eines großen Schauspielers und eines großen Gelehrten geprägt war, blieb im griechischen Theaterleben unvergeßlich. Es ist erwähnenswert, daß Politis die Notwendigkeit eines größeren Raumes zur Entfaltung der szenischen Aktion erkannte, um einer dem Freien adäquaten Konstellation so nahe wie möglich zu kommen. So brach er mit wesentlichen Elementen der barocken italienischen Raumkonvention. Er trennte einen Teil des Zuschauerraums ab, um für den Chor separaten Raum zu schaffen. Auch schloß er das Proszenium und verwandelte es in die Fassade des Palastes des Ödipus. Die beiden Bögen an den Bühnenseiten nutzte er als die zwei Tore des antiken Theaterraums.

Eine weitere wichtige Etappe in der Geschichte der Wiederbelebung der antiken Theatertexte wurden die Festspiele von Delphi. "Vor einem halben Jahrhundert gaben der große griechische Dichter Angelos Sikelianos und seine Frau Geist, Seele und Besitz hin, um in Delphi ein geistiges Zentrum zu schaffen."(4) Erstmalig im Mai 1927 hörte dort ein Publikum aus den bedeutendsten Geistespersönlichkeiten Griechenlands, Gästen aus dem Ausland und Bauern der umliegenden Ortschaften des Parnass "den göttlichen Text des Prometheus, wiederauferstanden in seinem ursprünglichen Raum, und es sah bei Tageslicht den Chor tanzen und singen wie in alten Zeiten"(5). Die textarchäologische und philologische Ausrichtung dieser Arbeit wurde ergänzt durch ästhetische Rekonstruktionsmaßnahmen nach antiken Vasenabbildungen. So schuf Eva Sikelianos historisierende Kostüme, für die sie die Stoffe nach alten Materialbeschreibungen selber gewebt hatte. Die allgemeine Wertschätzung der Arbeit dieses Künstlerpaares faßt der Regisseur Karantinos folgendermaßen zusammen: "Es war die erste ernstzunehmende, ethisch fundierte, geistig und ästhetisch berechtigte Bewegung zur Wiederbelebung des tragischen 'logos'"(6). Doch dem Staat lag wenig an der Entwicklung echter nationaler Identität, so daß die Festspiele nicht fortgesetzt werden konnten, da sie im wesentlichen durch Sikelianos' Vermögen getragen wurden. (Erst 1984 wird es in Delphi wieder eine Einrichtung ständiger Festspiele geben, die auf Initiative von Melina

Mercouri im Rahmen des Europäischen Kulturfestivals "Athen - Kulturhauptstadt Europas" zustande gekommen sind.)

Sikelianos' Weg wurde von dem Dichter Karsis weiter verfolgt, und zwar, wie es heißt, "mit der Inbrunst eines Mystikers und der Unerschrockenheit eines Kämpfers" (7). Daß er dennoch weder ein Publikum noch die Anerkennung der Kritik gewann, lag ganz offensichtlich an der theaterfremden und abstrakten Rezeptionsauffassung. Karsis' Konzeption entsprach der akademischen Beschäftigung, wie sie parallel an ausländischen Universitäten betrieben wurde. Die unveränderte Wiedergabe des antiken Textes stand stets im Vordergrund, ja, sie wurde zum Maßstab der "Werktreue". Besonders die "Society of Ancient Drama" an der Sorbonne hat über Jahre diese Art der Interpretation betrieben. 1936 kam die Gruppe zum ersten Male nach Griechenland und hinterließ einen tiefen Eindruck. Mit Politis' "Agamemnon" von Äschylos wurde 1932 das Nationaltheater in Athen eröffnet. Seit 1936 führt das Nationaltheater antike Tragödien und Komödien auch auf antiken Bühnen auf, vor allem dem Theater des Herodes Attikus unter der Athener Akropolis und dem Theater von Epidaurus. Seit 1954 finden dort auch jährlich Festspiele statt. Nach dem verdienstvollen Politis folgen Rondiris, Karantinos, Minotis, Mouzenides, Solomos, Nitsos als Intendanten. Sie alle eint trotz verschiedenartiger ästhetischer Auffassungen: "es solite untersucht werden, ob der dramatische Gehalt des alten Textes - unabhängig von seinem unbestrittenen literarischen Wert - die Macht hat, bei unserem heutigen Publikum Widerhall zu finden".(8)

Nach allem, was an Zeugnissen und Berichten aus den späten dreißiger und vierziger Jahren vorliegt, bildete sich zu dieser Zeit im Theateralltag ein zählebiger Neoklassizismus heraus, der "außer einer oberflächlichen Imitation des klassischen Altertums - pompös, überladen, eitel und pseudo-intellektuell - nichts brachte"(9). Als Reaktion darauf entwickelte sich eine realistische Richtung, die sowohl die antiken Helden als auch den Chor an die "Alltagsfragen und die Aufgaben eines sozial engagierten Theaters heranführen will" (10).

Sie polemisiert vor allem gegen die allgemein beklagte "Oberflächlichkeit und den Pomp der vorherbeschrittenen Wege" (11). Ein eingeengtes Verständnis für den Abbildcharakter der Kunst führt dabei immer wieder auch zu aktualistischen Innovationen: Ödipus im Frack und Artemis in Reitkleidung. Souverän hingegen die Beschäftigung Kouns mit der antiken Komödie im "Kunst-Theater", das seit 1942 in allen Phasen der gesell-

schaftlichen Entwicklung die Maßstäbe seiner Ästhetik entwickelt. Die Qualität der moralisch-ethischen Haltungen des Individuums in ihrer sozialen Gebundenheit wird bei ihm aus der Prozesshaftigkeit des Abgebildeten entwickelt. Volkstanz- und -liedtraditionen sowie bäuerliche Rituale werden aufgegriffen und schaffen Anknüpfungspunkte für eine Entwicklung volkstümlicher Theatralik.

Von Bedeutung ist auch das Erneuerungswerk von Dimitris Rondiris, der in den fünfziger Jahren mit seinem Piraikon Theater die Maßstäbe seiner Auffassung der weitöffentlichen Kritik aussetzt. Sein Berliner Gastspiel 1962 im Deutschen Theater mit Aufführungen der "Medea" und "Elektra" (mit Aspassia Papathanassiou in den Hauptrollen) ist einigen von uns sicher noch in lebendiger Erinnerung. Auch die Aufführungen antiker Stücke durch das Zyprische Staatstheater (THOK) sind ein Beweis für das anhaltende Interesse an einer Kunst, die einst der Orientierung der ganzen, breiten Bürgerschaft diente. Regisseure wie Gavrielides und Charalambous, Schauspieler wie Bebedeli, Kafkarides und Katsaris versuchen immer wieder den "Sinnkredit" aufzufrischen, der für die Beschäftigung mit den antiken Dramen unerläßlich ist. Griechische Theaterkünstler fasziniert jener Vorrat (oder Vorschuß) an Sinnerwartung, der das Beziehen der Vorgänge auf allgemeine Sinnstrukturen möglich macht. Letztendlich suchen sie Antworten, die sich aus der Regeneration des Sinnkredits (wie der ethischen Voraussetzungen der Politik) ableiten lassen.

Die genannten Beispiele beinhalten das Problem, ob und unter welchen Umständen mythologisches Denken mit realistischer Gestaltung vereinbar ist. Denn wo die Dinge wie bei den alten Griechen "mitten unter ihnen", also in aller Öffentlichkeit ausgetragen wurden, da sucht der heutige Interpret vergeblich nach dem seelischen Innenraum, in dem er und seine Zeitgenossen so vieles mit sich auszutragen gelernt haben.

3.

Antike Mythologie wies gegenüber der orientalischen eine spezifische Ausformung aus, die nur zu erklären ist aus der sozialen Situation der antiken Polis-Demokratie:

Bekanntlich ist die Produktion von Gebrauchswert der ökonomische Zweck der Produktion (Sklaverei des einen wird entschuldigt als Mittel zur vollen menschlichen Entwicklung des anderen). Neue Entwicklungen der Produktivkräfte werden als Mittel zur wachsenden Naturbeherrschung

gewertet, dementsprechend ist die ästhetische Wertung (als häßlich wird die nicht beherrschte, übermächtige Natur empfunden). Beginnende Widersprüche in dieser Beziehung werden von der aufkommenden Geldwirtschaft ausgelöst. Der Totalität und Überschaubarkeit des Weltganzen entspricht der totale Anspruch der Individuen. Die in der Kunst gestalteten Figuren sind totale Individuen - ebenso wie die Götter der antiken Mythologie. Die Funktion des antiken Gemeinwesens ist sowohl ökonomisch als auch militärisch von der bestimmenden Rolle der Stadt her zu erklären. Die demokratische Organisation ist gegenüber der despotischen mit öffentlicher Bewegung und Diskussion der Konflikte verbunden.

Mit diesen Merkmalen ist die antike griechische Mythologie nachgerade eine Apotheose der Kraft des Menschen (Prometheus-Mythos). Doch vor allem die zunehmende Vermenschlichung der Göttergestalten, bald Individualitäten mit menschlichen Verhaltensweisen und Motiven, mit "Privatleben" gar, entwickelt die sinnliche Konkretheit des künstlerischen Ausdrucks. Die gesellschaftliche Bedeutsamkeit dieser Orientierung auf das Diesseits wird deutlich in der Kritik Xenophanes`: "Alles haben Homer und Hesiod den Göttern angedichtet, was nur immer bei den Menschen Schimpf und Schande ist: Stehlen, Ehebrechen und sich gegenseitig Betrügen."(12)

4.

Die spannende Harmonie von Individuum und Gemeinwesen potenzierte die Kraft und Macht des Einzelnen. Dieser Zusammenhang zwischen Mythologie und der ihr entsprechenden Kunst mußte in der historischen Wandlung aber konkretisiert werden. Bekanntlich zerfiel mit dem Aufkommen der Warenproduktion und der Geldwirtschaft die Polis-Demokratie. Die Stadtstaaten waren nicht in der Lage, notwendig gewordene überterritoriale Oranisationsformen hervorzubringen, reproduzierten jeweils nur ihre eigenen Strukturen nach außen. Das führte zur gegenseitigen Zerfleischung der Stadtstaaten bis zur Einigung unter mazedonischer Herrschaft. Diese Entwicklung löste die Identität von Individuum und Gemeinwesen auf. Mit der Entwicklung des Handels bildete sich die starke Individualität heraus, deren persönliche Tüchtigkeit über Erfolg und Mißerfolg befand. Diese Herauslösung des Individuums aus dem Gemeinwesen wird von der Kunst reflektiert, und hier zeichnen sich bei Aischylos, Sophokles und Euripides unterschiedliche Wertungen ab. Gemeinsam ist ihnen der gesellschaftliche Auftrag: Stabilisierung der gesellschaftlichen Voraussetzungen, auf denen Polis-Demokratie beruhte,

Vorführen von Verhaltensweisen, die sie erneuern konnten, warnendes Aufzeigen der Verfallserscheinungen. Die realistische Potenz der antiken Tragödie, modellhaft für die Erkenntnisspezifik der Kunst, liegt im Aufzeigen der tragischen Konflikte, die gesellschaftlichen Wandel erfahrbar machen. Die künstlerische Darstellung zeigt Verlust und Gewinn für das Individuum, sie setzt sich noch ein für die Erhaltung der alten Ordnung, gibt aber bereits ihre mythologische Grundlage dem Wesen nach preis, nutzt die neuen Möglichkeiten individualisierender Gestaltung. "Sie wirkte gegen vielerlei Selbstgewißheiten, indem sie Selbstvergewisserung aus In-Frage-Stellungen hervorgehen ließ" (13).Die Frage nach dem Menschengeschick steht wie ein Motto auch über die Identitätssuche des Neugriechen in den gesellschaftlichen Umwälzungen seiner Epoche. Die Kunstkonzeption des progressiven neugriechischen Bürgertums knüpft an das antike Erbe vor allem wegen dessen kritischer Funktion, aber auch wegen dessen einmaliger Weise, Volkskultur und Hochkultur zu vereinen, an.

Die weltanschauliche Basis der antiken Kunst war ein naiver und spontaner Materialismus, der sich in dem "sinnlichen Glanz" (14) der künstlerischen und der beginnenden theoretischen Widerspiegelung der Wirklichkeit ausdrückte. "Große Angelegenheit für die ganze festliche Bürgerschaft" (15), weshalb die Theateraufführung für den Kultus der Polis so herausragend war, will das neugriechische Theater in jedem Fall auch sein. Ganz im Sinne der Mahnung des Dichters Solomos - "Die Nation muß lernen, das als national anzusehen, was wahr ist" (15) - verpflichtet sich das Theater, - gleich ob es ein Werk von Kambanellis oder Sophokles umsetzt -, die "Fabeln" "offen" zu halten: sie in der Kommunikation mit dem Publikum zu vollenden. In diesem Zusammenhang gibt es für den "Nichtgriechen" die meisten Fragen. Das aktuelle griechische Theaterverständnis reibt sich auffallend an westeuropäischen Vermittlungsformen. Was könnten die Ursachen dafür sein?

5.

Die Verbindung von osmanischer Herrschaft und orthodoxer Religion verhindern im griechischen Raum während der Zeit des Byzantinismus eine Erscheinung wie die Renaissance, was sich bei der Gründung des neuen Staates und der Herausbildung der eigenen Nation prägend auswirkte. Ich will hier nur einen Aspekt betrachten: während in Mittel- und Westeuropa ein verstärktes Begreifen des Menschen als produktives Wesen, als Subjekt, das die (brüchig gewordene) Feudal-Welt aus den

Angeln zu heben vermag, dem Bürgertum seine spezifische Anschauung schafft, bleiben in Neugriechenland die Produktivkräfte gebremst und das Land in halbkolonialer Abhängigkeit, worauf für Jahrzehnte die "Megali Idea", der Traum von Groß-Griechenland, einen Ausgleich der der Gesellschaft innewohnenden Gegensätze bewirken sollte. Die so augenfällige philodramatische Beschäftigung mit den Texten der antiken Dramatiker hat vor diesem Hintergrund ihre politische Bedeutung. Koun betont kurz nach dem Sturz der Junta: "Denken wir zurück an die Identität von Individuum und Gemeinwesen in der antiken Polis und an deren Folgen für die Kunst".(16)

Es war seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis Mitte der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts den verschiedenen Schichten der neuen Gesellschaft immer wieder opportun, die gemeinsame Grundkonstellation zu betonen, die gemeinsame Funktion der Kunst und die gemeinsame Öffentlichkeit ihrer Wirkungsweise als Selbstbestätigung zu bejahen. Eine Parallelisierung von Gegenwart und Mythos, ein Vorschuß von Sinnerwartung, eine Regeneration des Sinnkredits legitimierten die antiken Vorbilder. Die unmittelbar erscheinende Einheit von Einzelnen und gesellschaftlichem Fortschritt, die Potenzierung des Einzelnen durch neue Produktivität "wiederholt" in völlig neuer Gestalt die gleichsam naive Identität des Einzelnen mit seinem Gemeinwesen in der Antike. Die Lyrik von Solomos bis Ritsos, von Laskaratos, Palamas, Golfis, Kavafis, Seferis und Elytis, die von Karyotakis, Theros, Drosinis, Kazantzakis und Vassilikos spricht bei unterschiedlichster politischer und gesellschaftlicher Stellungnahme diese Apotheose der Schöpferkraft aus; als sprachlich artikulierte Sinnlichkeit findet sie ihre Bestätigung und Berechtigung in einer realen Machterweiterung sensueller Aktivität. Von dieser Grundlage her entwickeln sich auch die neuen Formen, die Laskaratos, Palamas, Theros und Karyotakis als Wesensmerkmale einer realistischen Kunst vor allem nach 1880 behaupten: Darstellung des Alltagslebens, Formen des Lebens selber. Die andersartige Kunstentwicklung im Westen und in der Mitte Europas wird zwar mit schmerzhafter Deutlichkeit erfahren, es gelingt aber nicht, in ihr den Weg der "freien Menschengemeinschaft" zu sehen.

Charakteristisch wird eine Haltung wie die von Kavafis. Profit- und Machtgier, die alles Kreative im Menschen tötende bürgerliche Geschäftigkeit werden von ihm als das "Barbarische" aufgefaßt, ein Wort, mit dem in der Antike abwertend alles Nicht-Hellenische benannt wurde. "Griechisch", das bedeutet für Kavafis, ausgezeichnet zu sein durch Eigenschaften, die er immer wieder preist: Gerechtigkeit, Mut, Weisheit.

Seine historischen Skizzen behandeln fast ausnahmslos Verfallserscheinungen der hellenistischen, römischen und byzantinischen Zeit.

Auch am Beispiel von Seferis wird deutlich, daß realistische Kunst das historische Selbstbewußtsein des Künstlers voraussetzt, selbst wenn er sich mit seiner Klasse nicht mehr und mit einer anderen noch nicht identifizieren kann. Der Reduktion menschlicher Möglichkeiten auf die Vergangenheit setzt er seine Auffassung von der Identität des Griechen entgegen: Mensch zu sein in jenem Sinne, wie dies das griechische Wort "Anthropia" ausdrückt, das die Eigenschaft des Menschseins mit einem Eigenschaftswort nach dem Muster derer für "Wärme", "Schönheit", "Mut" kennzeichnet und somit viel mehr bedeutet als allgemein "menschlich". Es geht um die von Kazakos erwähnte "Kultur des Widerstandes" , um die Bewältigung der Gegenwart also - nicht um die Flucht in eine mystifizierte Antike. Nicht die Entfernung von der Wirklichkeit als Entfernung von den "Formen des Lebens" trennt die romantische "Megali Idea" vom Realismus, sondern die Entfernung von der Wirklichkeit in der Funktion, die die Kunst übernimmt.

Die Zuspitzung der politisch-ökonomischen und kulturellen Krise schließlich während der Junta-Diktatur hat die Beschäftigung mit dem antiken Drama zunehmend zu Sinndeutungen der Wirklichkeit geführt. Die Vermittlungsformen des Theaters selber wurden als "befreiendes Instrumentarium gegenüber den philologistischen Scheuklappen" (17) entdeckt. Ein Beispiel für die Bedeutung der Beschäftigung mit dem antiken Erbe in den achtziger Jahren ist das Internationale Werkstatt- und Studienzentrum für Antikes Drama (IWSC), das 1985 in Agrinion gegründet wurde und sich als Forum internationaler Zusammenarbeit versteht: 1988 findet die Eröffnung eines neuen Festivals auf der archäologisch erschlossenen antiken Bühne von Oiniades mit einer internationalen Produktion von Sophokles "Antigone" statt. Die verstärkte Förderung regionaler kultureller Aktivitäten im internationalen Kontext charakterisiert die Dezentralisierungspolitik der in jenen Jahren von Melina Mercouri vertretenen Kulturpolitik. Mit "Präsenz des Alten und Sicherung des Neuen" kann diese Phase grundlegenden Umbruchs theatralischer Antikereption zusammengefaßt werden.

Gegenwärtig haben sich klare Zielstellungen ergeben: Nicht das Kultische wird zum Zentrum des Interesses, sondern dessen Entwicklung zum Theatralischen; die Suche geht vom in Mythen eingebundenen Konflikt zu Vorgängen, die als geschichtliche und insofern als Bewußtseinsprozeß

begriffen werden können; Experimente streben von der Gebärde der Tragödie (mystische Trance) zur Vermittlungsweise (Funktion gestischer Sprache). Schon 1976 sagt mir Koun, nach seiner Regiemethode befragt, in offensichtlicher Anspielung auf Brecht: "Die Spielweise muß daher den beobachtenden Geist frei und beweglich erhalten, sie muß den Geschehnissen den Stempel des Vertrauten nehmen, dabei muß sie ganz der schauspielerischen Imagination vertrauen" (18).

Angesichts der Herausforderungen und Perspektiven der heutigen Welt bedarf es großer Anstrengungen, in der Vielfalt der "Geschichten" antiker Kultur einige durchgehende, vielleicht neue Fäden menschlicher Geschichten wahrzunehmen. Die Schöpfer gegenwärtiger Aufführungen sind - mit ihren besten Köpfen und Beispielen - die Pfadfinder in der Welt selbstbestimmter Identität.

Anmerkungen:

1) Kostas Kasakos, Verbunden mit unserer Antike, Sonntag (Berlin) Nr. 50, 1986, S.8

2) Elli Lambetti, Weisheit und Erfahrung, Kiklos (Nikosia) Nr. 7, S. 3

3) Stelios Tsitsemilis, Einleitungsreferat 2. Internationales Symposium der IWSC "Antike Tragödie und zeitgenössische Lesart", 24. 06. 87, 3. Jahrbuch der IWSC, Agrinio, 1988, S. 34

4) Ebenda, S. 22

5) Panayiotis Chr. Serghis, Antikerezeption in Griechenland, Vortrag im bat-Studiotheater Berlin, 17. 04. 1980 (nach dem Tonbandprotokoll)

6) Ebenda

7) Ebenda

8) Ebenda

9) Ebenda

10) Petros Markaris, Rundfunkinterview ERT (Athen), 28. 06. 1987

11) Vgl. David Seale, Vision and Stagecraft in Sophocles, Croom Helm, London & Canberra 1982

12) Xenophanes, Gedankensammlung, Athen 1958

13) Christian Meier, Die politische Kunst der griechischen Tragödie, München 1988, S. 239

14) Christopher Caudwell, Illusion and Reality, Berlin o.J., S.42

14) Zitiert in. Kavafis/Seferis, Auswahl aus den Gedichten, Eridanos, Athen o.J., S. 143

15) H.D.F. Kitto, The Greeks, Baltimore 1951, S. 131

16) Karolos Koun im einem Gespräch mit dem Verfasser, 22.12. 1975, Athen

17) Panayiotis Chr. Serghis, a.a.O.

18) Karolos Koun, a.a.O.

Armin Jähne

Moskau - das „Dritte Rom“
Zu Rußlands politischem Selbstverständnis

Dieser Aufsatz ist gedacht als ein Hommage für zwei Männer: für Johannes Irmscher, den verdienstvollen Seniorkollegen, der im heutigen Deutschland viel Unrecht erfährt, und Martin Winkler (1893 - 1982), den Rußlandhistoriker, der sich dem Rosenbergschen Mythos des 20. Jahrhunderts verweigerte, der zwei Professuren verlor - 1933 in Königsberg und 1938 in Wien - und auch nach 1945 in der Bundesrepublik kaltgestellt blieb.[1] Zu Unrecht ist seine umfängliche russische Kulturgeschichte, die nicht veröffentlicht werden durfte, der Vergessenheit anheimgefallen. Teile dieser Kulturgeschichte liegen meinen Ausführungen zugrunde.

1453 wurde Konstantinopol von den Türken erobert. Fast gleichzeitig vollzog sich die territoriale "Sammlung" Rußlands, die mit dem Anschluß Novgorods (1478) und Twers (1485) im wesentlichen ihren Abschluß fand. Ivan III. Vasil'evič (bis 1505), seit 1462 Großfürst von Moskau, war es darüber hinaus gelungen, das auf den russischen Territorien schwer lastende tataro-mongolische Joch 1480 endgültig abzuschütteln. 1472 hatte er Sophia, die Nichte des letzten byzantinischen Kaisers geheiratet, ein Konnubium mit politischem Hintergrund und Anspruch. Andererseits reiften nicht alle Blütenträume moskowitischen Machtstrebens. Noch waren - vorläufig wenigstens - im Westen und Nordwesten Polen, Litauen und der Livländische Ritterorden unüberwindbare Gegner.

Unter Ivan IV. Vasil'evič, "dem Schrecklichen" (1533 Großfürst von Moskau, Zar 1547 bis 1584), setzte sich diese imperiale Entwicklung fort, verbunden mit integrierenden Prozessen im Inneren Rußlands. 1552 wurde Kazan eingenommen, 1556 folgte Astrachan, und das gesamte Wolgagebiet und der westliche Teil Sibiriens gerieten unter russische Herrschaft. Im Westen war Ivan IV., trotz seiner Siege über den Livländischen Ritterorden, kein dauerhafter Erfolg beschieden. Er scheiterte an Polen und Schweden.

Im Osten und Südosten Europas hatte sich mit dem Wegfall von Byzanz ein grundsätzliches neues Kräfteverhältnis herausgebildet: politisch und im Verhältnis der Religionen. Als Gegenpol zum aggressiv expandieren-

den Osmanischen Reich und zum Islam begannen Rußland und die russische Kirche, eine immer größer werdende Rolle zu spielen. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung brachte sich das bis vor kurzem durch die tataro-mongolischen Khane noch weitgehend fremdbestimmte Rußland von der Mitte des 15. Jahrhunderts an zunehmend selbstständiger und selbstbewußter in die Korrelation der europäischen Mächte ein, ohne dort aber eine politische Anbindung zu suchen. Der Westen mit seiner nach russischen Begriffen ketzerischen Katholizität verhielt sich weitgehend gleichgültig und betrachtete die aufkommende neue Großmacht mit einer vorsichtig abwartenden Geringschätzigkeit.[2]

Auf diese Weise sah Rußland sich einerseits mit dem Osmanischen Reich und dem Islam, andererseits mit der westeuropäischen Staatenwelt und dem Katholizismus konfrontiert. Der Westen jedoch, durch die muselmanischen Türken bedroht, konnte nicht umhin, Rußland als Gegengewicht zum türkischen Großreich zu akzeptieren und politisch in Rechnung zu stellen. Gleichwohl blieb es ein Epiphänomen im Mit- und Gegeneinander der europäischen Mächte. Rußland wiederum, der ungeliebte Außenseiter, fühlte sich nicht unbedingt zum Westem hingezogen. Es gab der Distanz, der betonten Abgrenzung den Vorzug (Unionskonzil von Florenz), und so war es mehr als nur der Ausdruck gewachsenen Selbstwertgefühls, wenn Ivan III., Großfürst von Moskau, 1489 die ihm vom Römischen Kaiser (Friedrich III.) angetragene Königswürde stolz mit den Worten ablehnte: "Wir sind durch Gottes Gnade Herrscher in unserem Lande seit Anbeginn".[3]

In dieser historischen Situation (1453 - 1547) und in seiner nun einmal gegebenen geopolitischen Lage stand und verharrte Rußland zwischen Orient und Okzident. Gerade deshalb waren die politische Selbstfindung, ja Selbstdarstellung, und die Positionsbestimmung Rußlands in Gegenwart und Vergangenheit eine dringende Zeitforderung. Gebraucht wurden sie in dreierlei Hinsicht: für die moskowitische Kirche, die sich nach dem Fall von Konstantinopol vom dortigen Patriarchen losgelöst hatte, zum eigenen Selbstverständnis der werdenden Großmacht, auch in ihrem Verhältnis zur politischen Umwelt, und für den sich konstituierenden russischen Zentralstaat unter der Ägide Moskaus, d.h., sie lagen im Interesse der Autokratie des Großfürsten von Moskau, dessen gesamtherrscherlicher Anspruch angesichts der Kämpfe von zentrifugalen und zentripetalen Kräften im Reich legitimiert werden sollte. Die notwendig gewordene politische Positionsbestimmung und Selbstverständigung der herrschenden russischen Eliten geschahen, ausgehend von ihrer gesellschaftlichen Rolle und

ihrem Sozialstatus, vom geistlichen (kirchlichen) und vom weltlichen Standpunkt aus.

In den letzten beiden Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts zeigten sich in der russischen Literatur erste Anzeichen einer ideologisch verinnerlichenden Umsetzung dieses neuen Selbstverständnisses von Reich, Großfürst und russich-orthodoxem Klerus. Greifbar wird sie im "Sendschreiben vom griechischen Zaren Lev, nach der heiligen Taufe Vasilij, der seine Gesandten nach Babylon schickte, um dort ein Zeichen der heiligen drei Jünglinge Ananij, Azarij und Misail zu suchen und mitzunehmen".[4]

Ihm geht die "Erzählung vom Zarentum Babylon" voraus. Dort wird von der wunderbaren Erwählung eines unter einer Kiefer gefundenen Knabens zum König von Babylon, Navchodonosor, berichtet, der sich eine neue Hauptstadt erbauen und alle Dinge, auch seine Streitaxt, die beim Anblick der Feinde von selbst aus der Scheide sprang, mit dem Zeichen der Schlange versehen ließ. Da sich sein Sohn, Vasilij Navchodonosorovič, nicht an die väterlichen Weisungen hielt, wurde die Schlange lebendig und legte sich um die Mauer der Stadt.

Babylon verödete, und hier setzt nun das "Sendschreiben" ein. Drei fromme Christen sandte der "griechische Zar", der sein Lager in sicherer Entfernung vor Babylon aufgeschlagen hatte, in die wüste Stadt, einen Griechen, einen Abchasen und einen Russen. Unter Zuhilfenahme einer Leiter aus Zypressenholz, in die Schutz verheißende griechische, abchasische und russische Inschriften eingeschnitten waren, überwanden die Boten Schlange und Mauer. Sie eilten in die Kirche von Babylon, und als sie am Grab der Jünglinge beteten und ein Zeichen erflehten, befahl ihnen eine Stimme, in den Palast zu gehen: "Da stand das königliche Lager, kostbar und reich geschmückt. Auf ihm aber lagen zwei Königskronen, die erste von Navchodonosor, dem König von Babylon und der ganzen Welt, die zweite die seiner Königin. Und sie sahen dort eine Urkunde in griechischer Sprache, die besagte, daß diese Kronen, vom König Navchodonosor geschaffen, ... bis jetzt durch Gott gehütet wurden, heute aber sollen sie dank der Fürsprache der heiligen Jünglinge, der griechische Zar Lev, nach der heiligen Taufe Vasilij , und seine Zarin Alexandra tragen". Die drei Männer überbrachten Kronen und Urkunde ihrem Gebieter, der mit ihnen zum Patriarchen ging. "Der Patriarch nahm von den Gesandten die Königskronen und setzte die erste auf das Haupt des Zaren Vasilij, die andere auf das der Zarin Alexandra und segnete sie". Anzunehmen ist, daß beide Erzählungen auf ein verlorenes griechisches

Original - vielleicht der Zeit Leons I. - zurückgehen, das die Legitimität des byzantinischen Imperiums bekräftigen sollte. Gott hütete die Krone des babylonischen Großkönigs und Herrschers der vier Himmelsrichtungen, weil er sie dem byzantinischen Kaiser als Unterpfand des neuen Weltreichs bestimmt hatte. Für solche Legenden mußte Moskowien am Ausgang des 15. Jahrhunderts besonders aufnahmebereit sein, da es sich, nach dem Falle Konstantinopols, zunehmend als der geistige und politische Erbe von Byzanz begriff. So wie die Legende für die russischen Verhältnisse adaptiert wurde, verwandelten sich einer der Boten in einen Russen, der andere in einen Abchasen.

Das wachsende Selbstbewußtsein des moskowitischen Rußlands fand, parallel zur beginnenden genealogischen Verklärung des großfürstlichen Hauses, seinen Ausdruck auch in neuen äußerlichen Symbolen. Sicher war es kein Zufall, daß das älteste großfürstliche Siegel mit dem Doppeladler aus dem Jahr vor der Krönung 1498 stammt. Die Einführung des Doppeladlers als Emblem des Reiches deutet zweifellos darauf hin, daß Ivan III. sich spürbar als Erbe des byzantinischen Kaisertums zu betrachten begann, auch im Sinne eines christlichen Auftrags.[5]

Bereits 1492 hatte der Metropolit Zosima (Zosimus) in seiner "Verkündigung" der Ostertafel Ivan III. als den "neuen Zaren Konstantin in der neuen Stadt Konstantins, in Moskau" gefeiert.[6] Etwa gleichzeitig oder wenig später wirkte im reichen Eleazarkloster in Pskov der Starze Filofej, der beim Nachdenken über Rußlands Stellung und die sich in Rußland vollziehenden gesellschaftlichen Prozesse bewußt eine spätantike Tradition rußlandspezifisch rezipierte und weiterentwickelte.[7]

Schon die frühen Christen hatten in Rom das letzte der vier Weltreiche der Visionen des Propheten Daniel gesehen, die "Urbs aeterna", die bis zur Wiederkehr Christi sein wird.[8] Roms Nachfolge trat aber dann Byzanz/Konstantinopol, die "Nea Rome", an, und das inbesondere, nachdem die Stadt am Tiber 410 u.Z. in die Hände der von Alarich geführten Goten gefallen war. Der byzantinische Literat Konstantin Manasses resümierte im 12. Jahrhundert: "Und dies geschah dem Alten Rom, aber unseres blüht, wächst, ist stark und jung".[9]

In seinem "Sendschreiben an Großfürst Vasilij (Vasilij III. Ivanovič, 1479 - 1533, Großfürst seit 1505), worin auch vom richtigen Kreuzzeichen und von der sodomitischen Unzucht" gesprochen wird[10] ging Filofej über die zwei Roms, die "Urbs aeterna" und die "Nea Rome", hinaus und schuf einen stark suggerierenden kirchlich-politischen Zeitbezug, wenn er kon-

statierte: "Die Kirche des Alten Rom fiel durch die apollinarische Ketzerei. Die Tore der Kirche des Zweiten Rom, der Stadt Konstantins, zerbrachen die Hagarenkel mit Äxten und Beilen. Heute aber ist die heilige allgemeine apostolische Kirche des Dritten Neuen Roms die deiner Herrschaft und deines Zarentums, das bis an die Enden der Welt über alles unter dem Himmel im orthodoxen Glauben heller als die Sonne leuchten wird."[11] ähnliche Gedanken enthielt schon die "Erzählung vom Novgoroder weißen Klobuk", wo es hieß, daß Rom und Neurom, Byzanz, vom wahren Glauben abfielen und deshalb Strafe erlitten haben, aber "das Dritte Rom, das da ist das russische Land, ward durch die Gnade des heiligen Geistes erleuchtet".

Filofej betonte noch den Gedanken einer Rußland vorbehaltenen Rom-Nachfolge, indem er Vasilij zur Einsicht drängte: "Siehe und verstehe, gottesfürchtiger Zar, daß alle christlichen Zarentümer in dein einziges Zarentum zusammengeschlossen wurden. Denn zwei Roms sind gefallen, das dritte steht, ein viertes aber wird nicht sein".[12]

In dem "Sendschreiben wider die Sterndeuter und Lateiner" an den Djak M.G. Misjur'-Munechin (+ 1528), der seit 1510 im Auftrage des Moskauer Großfürsten das Pskover Territorium verwaltete, wiederholte Filofeij seine fast stereotype Formel vom moskowitisch-russischen "Rom": "Einige wenige Worte möchte ich über das heutige rechtgläubige Zarentum unseres erlauchtesten und höchsthronenden Herrschers sagen, der auf der ganzen Erde den Christen der einzige Zar und Zaumhalter der heiligen, göttlichen Altäre der heiligen, "ökumenischen, apostolischen Kirche ist, die anstatt der römischen und der konstantinopolitanischen in der gottgesegneten Stadt Moskau ist ... Wisse denn, Christus- und Gottliebender: Alle christlichen Zarentümer sind vergangen und fanden, gemäß den prophetischen Büchern, Aufnahme in das einzige Zarentum unseres Herrschers. Das ist das russische Zarentum. Denn zwei Roms sind gefallen, das dritte steht, ein viertes aber wird nicht sein."[13]

Der politische Ansatz und Anspruch einer solchen Rom- und Byzanz/ Konstantinopol-Vereinnahmung (West- und Ostrom-Vereinnahmung) durch den russischen Mönch sind offenkundig, und doch verbarg sich dahinter noch ein anderes russisches Zeitproblem, dem wohl in erster Linie die Sorge Filofej's galt. Mißstände innerhalb der Kirche wie Simonie (Ämterschacher), Sodomie (Unzucht mit Tieren), Traditionsverfall, zunehmende Kritik, verkörpert vornehmlich in der sogenannten judaisierenden Ketzerei, Astrologie als gotteslästerliches Beginnen der

weltlichen Macht, Versuche der Säkularisation kirchlichen Grundbesitzes: von überall her sah sich die Kirche bedroht.

Das Schicksal der beiden Roms mußte Warnung sein: "Alle christlichen Zarentümer wurden von Ungläubigen ins Verderben gestürzt. Nur unseres einzigen Herrschers Zarentum steht allein dank der Gnade Gottes".[14] Die göttliche Vorsehung hatte Rom und Ostrom für den Abfall vom Glauben furchtbar gestraft. Deshalb rief Filofej den Großfürsten auf: "Dir gebührt es, Zar, dein Zarentum in der Furcht Gottes zu halten".[15] Die Ab- und Nachfolge von Rom, Byzanz/Konstantinopol, Moskau barg neben dem politischen Kalkül vor allem die Verpflichtung der Staatsgewalt zum Schutz und zur Reinhaltung des wahren christlichen, d.h. des christlich-orthodoxen Glaubens russischer Ausprägung, zur Aussperrung jeglicher Ketzerei. Seiner russischen Heimat das Schicksal der beiden vorausgegangenen Roms zu ersparen, ihr durch die Bewahrungung des reinen Glaubens die Gnade Gottes bis ans Ende der Welt zu sichern, das war das ureigentliche Anliegen des Starzen Filofeij.

Weit von Moskau, unmittelbar an der stets gefährdeten Westgrenze, bekannte sich dieser Mönch uneingeschränkt zur großfürstlichen, an die christliche Orthodoxie gebundenen Macht, die er ganz zweckdienlich in eine auf das antike Rom zurückgehende imperiale und kirchliche Tradition einband, um sie zugleich auf distinktive Weise von der westeuropäischen, römisch-katholisch fundierten Staatenwelt als etwas Besonderes und Einmaliges abzuheben. Filofeij vertrat Anschauungen wie Josif von Volokolamsk (Volockij, 1439/40 - 1515): Der Autokrat mußte stark sein und hatte vor Gott die Pflicht, Kirche und Glauben zu schützen, und er hatte sich, obwohl göttlichen Ursprungs, der geistlichen Macht unterzuordnen. Filofej war, wenn nicht gar ihr Schöpfer, der konsequenteste Verfechter der Theorie, daß Moskau das "Dritte Rom" sei, d.h. der Theorie, die sich zur Staatsdoktrin entwickelte und das ideologische Selbstverständnis wie offizielle Bild der zaristischen Alleinherrschaft entscheidend beeinflußte.

Von noch größerer Bedeutung als die kirchlich geprägten Vorstellungen Filofeij's von Moskau/Rußland, dem "dritten römischen Imperium", sollten die weltlich ausgerichteten historischen Bekundungen jenes Spiridon-Savva werden, der von Zargrad/Konstantinopol nach Litauen geschickt wurde, sich dort "Metropolit von Kiev und ganz Rußland" nannte, dann ins Großfürstentum Moskau floh, wo man ihn, den von der Kirche Verfemten, im Ferapontkloster inhaftierte.[16] Er verfertigte in

seinem 91. Lebensjahr auf die "Forderung" eines Unbekannten hin ein "Sendschreiben", das offenbar ins zweite Dezennium des 16. Jahrhunderts zu datieren ist.[17]

In dessen erstem Teil, der von der Herkunft der russischen Großfürsten erzählt, finden sich eine von Noah ausgehende, über Seostr, Filiks, Alexander den Grossen, die Ptolemäer, Antonius, Kleopatra, bis Cäsar und Augustus reichende historische Entwicklungslinie und die folgende mit Augustus beginnende genealogische Abzweigung: Unter den von Augustus eingesetzten Statthaltern habe es einen "Prus an den Ufern der Weichsel in der Stadt, die Morborok (Malbork/Marienburg?) heißt, in Toruń, Chvoinica und im hochberühmten Gdańsk und in vielen anderen Städten am Flusse Nemon, der in das Meer fällt..." gegeben. "Und bis zu dieser Stunde heißt es nach seinem Namen das Land des Prus". Dort fand eine Gesandtschaft der Novgoroder "einen Fürsten mit Namen Rjurik aus dem Stamm des römischen Zaren Augustus". Rjurik kam mit seinen Brüdern Truvor und Sineus zu ihnen und herrschte über sie. "Vom Großfürsten Rjurik (aber) stammte im vierten Glied Großfürst Vladimir, der das russische Land durch die heilige Taufe erleuchtete".[18]

Weiter berichtet Spiridon-Savva die Legende, daß im Jahre 6553 (= 1045) der byzantinische Kaiser, "der gottliebende Konstantin Monomach" (in Wirklichkeit sein Großvater, Kaiser 1042 -1055), Gesandte zum Großfürsten Vladimir Vsevolodovič (1053 - 1125) schickte, "und dieser empfängt von seinem Hals das lebensspendende Kreuz vom lebensspendenden Holz selbst, auf dem Christus gekreuzigt worden ist. Von seinem Haupt nimmt er auch die Zarenkrone und legt sie in eine goldene Schale. Er befiehlt, auch das Karneolkästchen zu bringen, an dem sich Augustus, der römische Kaiser, ergötzte".[19]

Zugleich übermittelte er dem Großfürsten seinen Wunsch: "Empfange von uns, gottliebender orthodoxer Fürst, diese ehrwürdigen Geschenke aus den ewigen Zeiten des Anbeginns deines Stammes zu Ruhm und Ehre und zur Krönung deines freien und selbstherrlichen Zarentums ... Und Großfürst Vsevolodovič wird seit dieser Zeit Monomach und Zar von Großrußland genannt. Und seit dieser Stunde werden alle Großfürsten von Vladimir, die in das russische Großfürstentum eingesetzt werden, mit dieser Zarenkrone... gekrönt".[20]

Wer waren der Auftraggeber bzw. Adressat dieses genealogischen Konstrukts, das die russischen Großfürsten von Augustus abstammen läßt und ihre Herrschaftslegitimation in sehr direkter Weise von

Byzanz/Konstantinopol, von Konstantin IX. Monomach (1042 - 1055) herleitet? Die Vermutung liegt nahe, daß der gewaltsam zum Mönch gemachte Fürst Vasilij Ivanovič Patrikeev (als Mönch Vassian Kosoj) Spiridons "Sendschreiben" initiiert hatte, zumal er sich seit 1509 der besonderen Gunst Vasilij III. erfreute, den er seinerseits als Erben der byzantinischen Kaiser über alle anderen Herrscher erhöhte.[21]

Zweierlei fällt im "Sendschreiben" Spiridon-Savvas auf. Bei ihm ist die göttliche Herkunft der großfürstlichen Autokratie völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Konstantin der Große wurde mit keinem Wort erwähnt. Spiridons Thema war einzig die "translatio imperii", die Übertragung des römischen und byzantinischen Weltkaisertums auf Rußland, die auch durch die kunstvolle genealogische Verknüpfung von Augustus, Prus und Rjurik verständlicher gemacht werden sollte. Dabei dürfte es ihm vorrangig darum gegangen sein - ganz im Sinne Patrikeevs und im Gegensatz zu den Josiflianern - die Unabhängigkeit der großfürstlichen Macht von der Kirche historisch zu begründen, um den Staat aus der Schicksalsgemeinschaft mit der Kirche zu lösen. Zweitens ist bemerkenswert, daß Spiridon nie politisch einengend von Moskau und seinem Großfürsten, sondern nur vom "Selbstherrscher und Zaren Großrußlands" sprach. Immerhin, in dem Vertrag, der 1514 Maximilian I. zur Unterschrift gesandt wurde, nannte sich Vasilij III. selbstbewußt "Kayser und Herrscher aller Reussen".[22] Das war keine der westlichen Konvention geschuldete Formalität, sondern resultierte aus dem Selbstverständnis der moskowitischen Großfürsten, die sehr konsequent die Territorien um Novgorod, Pskov, Smolensk oder die nördlichen Gebiete an Dvina und Desna als Teile ihres "Vatererbes" beanspruchten und auch so behandelten.[23]

Ich will an dieser eine Wertung versuchen: Moskau ist nach der "Urbs aeterna", nach Byzanz/Konstantinopol, d.h. der "Nea Rome", das "Dritte Rom". Augustus, der Erbe orientalischer Gottkönige, der "Soter", der "Retter" und "Heiland", der "Weltkaiser" gilt als Vorfahre des jetzigen Trägers der Weltherrschaft in Person des "Selbstherrschers und Zaren von Großrußland". In diesem neuen russischen politischen Selbstverständnis drücken sich Machtbewußtsein, der Anspruch auf eine Sonderstellung des russischen autokratischen Staatswesens und eine Verortung der eigenen Entwicklung im bisherigen Geschichtsablauf aus, die eine am Sein und am Untergang von Rom und Byzanz orientierte, eine deutlich osteuropäisch geprägte Epochensicht offenbart. Hinzu kommt ein Missionsdenken, das in der Vorstellung wurzelt, die orthodoxe Kirche sei der Hort des einzig

wahren christlichen Glaubens. Diese politisch-historische Selbstpositionierung Rußlands scheint auf den ersten Blick, man denke nur an Rom und Augustus, eine Reflexion des westlichen europäischen Kulturkreises, eine Anknüpfung daran zu bedeuten. Aber Rußlands politische Selbstwahrnehmung und -bestimmung, die nicht eine Antwort auf eine "westliche" Herausforderung war, geschah aus sich in und um Rußland findenden Sachzwängen heraus und war nicht zuletzt der Erhaltung russischer Eigenart geschuldet. Insofern läßt sich das "Dritte Rom", denn "ein viertes wird nicht sein", nicht als ein Zugehen auf die westeuropäische Staatenwelt verstehen, sondern eher als eine betonte Abgrenzung von ihr (wenn nicht gar als ihre Negation). Andererseits wollte man dem Westen ebenbürtig sein, sich ihm zugehörig fühlen, ohne aber sich mit ihm identifizieren zu müssen. Rom und Augustus stehen für die Gleichrangigkeit und das vielleicht Dazugehören, Byzanz und Konstantin für das Anderssein und die Verweigerung.

Den Aus- und Aufbruch aus der russischen Selbstverweigerung, aus Rußlands Selbstgenügsamkeit und Sonderdasein, die Öffnung hin nach Westeuropa vollzog Peter I., ohne je das imperiale Interesse am Osten, insbesondere am Kaukasus und der mittelasiatischen Region, aus dem Auge zu verlieren. Er erzwang für Rußland den Zugang zur Ostsee und machte sie, dank seiner dort prävalenten Flotte, zu einem Mare rossicum. Die Nachfolger Peters I. setzten diese Linie abstrichslos fort. Seit der mit russischer Hilfe 1733 erfolgten Inthronisation des sächsichen Kurfürsten Friedrich August II. (als polnischer König August III.) wurde Polen faktisch zu einem Krongut des Zaren. Das war der Beginn einer Entwicklung, die im Gegen- und Miteinander von Rußland, Preußen und Österreich zur schließlichen Teilung Polens führte. Namentlich unter Katharina II., die 1764 die Wahl ihres früheren Favoriten Stanislaus August Poniatowski zum König von Polen erwirkt hatte (sic! 1772 erste Teilung des Landes), wurde Rußland zu einer für Europa geradezu omnipotenten Macht. Als 1774 mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardsche ein fünfjähriger Krieg mit der Türkei zu Ende ging, erhielten die Krimtataren ihre Unabhängigkeit und die russischen Schiffe endlich freie Fahrt auf dem Schwarzen Meer zugesichert. Gleichzeitig wurde dem russischen Gesandten bei der Hohen Pforte das Einspruchsrecht zugunsten der orthodoxen Christen zuerkannt. Katharina II. legte "damit - der wichtigste Siegespreis - den Untergrund der gesamten späteren russischen Einmischungspolitik in türkische Fragen" [24] und, so ist hinzuzufügen, für die russische Balkanpolitik. Wurde sie, "Katharina die Große, weiseste Mutter des Vaterlandes", auf

solche Art nicht zum Vollstrecker eines Gebots aus der Zeit, da Rußlands Staatstheorie noch in ihren Anfängen steckte? War der von Gott ermächtigte Zar nicht verpflichtet, alle, die ihm untertan waren, zu schützen und Sorge zu tragen, daß die Gesamtheit der orthodoxen Christen in Ruhe und Frieden leben könne?

Mit der Vertreibung der napoleonischen Truppen aus Rußland, mit dem Einmarsch der verbündeten Armeen in Paris und der nachfolgenden Neuordnung der europäischen Verhältnisse, undenkbar ohne die aktive Mitwirkung des Zaren, mit der dann unrühmlichen Gendarmenrolle Rußlands unter Nikolaus I. war das vorläufige Apogäum russischer imperialer Politik und imperialer Einflußnahme auf Europa erreicht worden. Die Wende brachte der Krimkrieg von 1853 - 1856.

Rußland, von Österreich und Preußen nicht unterstützt, kämpfte allein gegen die Koalition der Türkei, Frankreichs und Großbritanniens. Nach erlittener militärischer Niederlage mußte Rußland seine Schutzmachtrolle hinsichtlich der türkischen Untertanen christlich-orthodoxen Glaubens aufgeben und das Protektorat der Großmächte über Moldawien, die Walachei und Serbien anerkennen, Gebiete, deren Landesherr nach wie vor der Sultan blieb. Die Konfrontation mit den westlichen Mächten, seine zeitweise politische Isolation, die fast an Treuebruch grenzende Haltung Preußens und Österreichs hatten Rußland verunsichert und sein Selbstbewußtsein schwer getroffen. Es zog sich merklich auf sich selbst zurück.

Die Revolution von 1917 führte, weil von außen so gewollt, abermals zu einer politisch weitreichenden Isolation Rußlands, d.h. Sowjetrußlands/ der UdSSR. Das änderte sich zwar bald, zumal im idellen und geistig-kulturellen Bereich dem sowjetischen Gesellschaftsexperiment viele Sympathien zuströmten. Hinzu kam auch ein starkes Selbstwertgefühl in der russischen Gesellschaft, das sich von revolutionär-utopischen Hoffnungen nährte. Dennoch verfestigte sich der allgemeine Eindruck einer Sonderstellung, des Andersseins des nachrevolutionären Rußlands, von Rußland überhaupt.

Mitte der 30er Jahre des 20.Jahrhunderts erfuhr dieses quasi Sonderdasein im Zuge der Stalinisierung auch von innen heraus eine Verfestigung, die durch den 2. Weltkrieg, sein für die UdSSR siegreiches Ende und die nachfolgenden internationalen politischen Verhärtungen eher noch befördert denn durchbrochen wurde. Es ergab sich ein zum Teil aufgezwungener, zum Teil selbstverschuldeter paradoxer Dualismus von gesellschaftlicher Ich- bzw. Wir-Bezogenheit und imperialem Anspruch, seit 1945 auch

über die Grenzen der Sowjetunion hinaus, von Abgrenzung zum osteuropäischen wie sonstigen Ausland (mit qualitativen Unterschieden) einerseits und Paktpolitik wie weltweiter Führungsrolle andererseits, von weltanschaulichem Suprematiestreben und sowjetischem Provinzialismus, von Fortschrittlichkeit und Konservatismus, von Machtegoismus und helfender internationalistischer Brüderlichkeit, von asiatisch-orientalischem Wesen und europäischen Ambitionen.

Das nach dem 2. Weltkrieg in sowjetischem Gewande neu belebte russische imperiale Denken und Streben, dessen Zielpunkte unverändert der Balkan, Ost- und Mitteleuropa, der Nahe Osten und die mittelasiatische Region waren, offenbarte sich unverkennbar auch in S. Eisensteins Filmwerk "Iwan der Schreckliche" (1. Teil 1945, Stalinpreis 1946) durch die sehr weltlich-politische Reflexion der vordergründigen Idee von Moskau/Rußland als dem Dritten Rom, "ein viertes aber wird nicht sein". Die stalinistisch geprägte Sowjetunion und ihre Führung betrachteten sich als Hort einer reinen Lehre, natürlich nicht des christlichorthodoxen Glaubens, sondern einer zum Dogma erstarrten quasikommunistischen Theorie. An die Stelle der Schutzfunktion für die orthodoxe Christenheit war die Fürsorgepflicht für die kommunistische Weltbewegung und der sonstigen antiimperialistischen Bewegungen getreten, einschließlich ihrer meist restriktiven Bevormundung.

Filofej und Spiridon-Savva hatten ihre Idee von Moskau/Rußland als dem "Dritten Rom" vornehmlich entwickelt, um am Beispiel von Rom und Byzanz/Konstantinopel auf das unbedingte Festhalten am rechten Glauben zu drängen, weil jedes Abweichen unausweichlich den Untergang von Reich und Zarentum, Leid und Knechtschaft zur Folge haben würde. Sie waren damit nicht nur dem Bestreben der Moskauer Großfürsten entgegengekommen, die Legalität ihrer Herrschaft in den Augen der russischen Gesellschaft und vor aller Welt historisch-genealogisch zu begründen, sondern hatten einer russischen Großmachtideologie den Boden bereitet, die über Peter den Großen, Katharina II., Alexander I., Nikolai I. und J.W. Stalin bis in unsere Tage hineinwirkt.

Anmerkungen:

[1] Zu Leben und Werk M. Winklers siehe G. Voigt, Martin Winkler. Ein deutscher Rußlandhistoriker, 23.12.1893 - 3.8.1982. Zu seinem 100. Geburtstag, in: Berliner Jahrbuch für Geschichte Osteuropas, 1994, Bd. 1, S. 1 - 11; M. Winkler, Mein Zensor, Manuskript (Archiv der Witwe Winklers in Feldafing) - über W. Winklers Ablehnung von A. Rosenbergs "Mythus des 20. Jahrhunderts" und daraus folgende Repressalien.

[2] S. I. Radig, Antičnoe vlijanie v drevnerusskoj kul'ture (= Der antike Einfluß auf die russische Kultur), in: Voprosy klassičeskoj filologii, Moskau 1971, 3/4, S. 7; Kratkaja istorija CCCP (= Kurze Geschichte der UdSSR), Moskva/Leningrad 1963, Bd. 1, S. 125 - 127

[3] K. V. Bazilevic, Vnesnaja politika Rossii v period obrazovanija centralizovannogo gosudarstva. 2ja pol. XV v. (Die Aussenpolitik Rußland in der Periode der Herausbildung des Zentralstaats. 2. Hälfte des 15. Jhdts.), Moskva 1952, S. 263.

[4] Text in N.K. Gudzij, Chrestomatija po drevnej russkoj literature XI - XVII vekov (= Chrestomathie zur altrussischen Literatur des 11. - 17. Jahrhunderts), Moskau 1952, S. 221 - 228; dazu derselbe, Istorija drevnej russkoj literatury (= Geschichte der altrussischen Literatur), Moskva 1953, S. 241 - 244; M. Skripil', Skazanie o Vavilone grade (= Sage von der Stadt Babylon), in: Trudy otdela drevnerusskoj literatury (TODRL), Bd. 9, Moskau/Leningrad 1953, S. 119 - 144.

[5] Sobranie gosudarstvennych gramot i dogovorov (SGGD), Bd 1, Nr. 129, S. 330 - 333; zur Genesis des Doppeladlersymbols H. Schmidt, Alte Seidenstoffe, Braunschweig 1958, S. 77 (dort befindet sich die Abbildung eines byzantinischen Seidengewebes aus dem 11. Jahrhundert mit Doppeladler); E. Kornemann, Adler und Doppeladler im Wappen des alten Reiches, in: Festschrift für J. Haller, Stuttgart 1940, S. 66.

[6] Zitiert nach M.N. Kovalevskij, Moskovskaja političeskaja literatura XVI veka (= Moskowitische politische Literatur des 16. Jhdts.), St. Peterburg 1914, S. 47.

[7] V. Malinin, Starec Eleazarova monastyrja Filofej i ego poslanija (= Der Starze Filofej aus dem Eleazarkloster und seine Sendschriften), Kiev 1901; auch H. Schaeder, Moskau, das Dritte Rom, Hamburg 1929, S. 52ff.; N.N. Maslennikova, Ideologičeskaja bor'ba v pskovskoj literature (= Ideologischer Kampf in der Pskower Literatur), in: Trudy otdela drevnerusskoj literatury (TODRL), Bd.8, S. 187 - 217; W. Lettenbauer, Moskau das Dritte Rom, 1961

[8] Daniel 2, 36 - 40; 7, 17f.

[9] Constantinus Manasses, Breviarium historiae metricum, in: Corpus scriptorum historiae Byzantinae, Bonn 1837, Verse 2546f.; zur Abfolge Rom, Byzanz einerseits und Rom, Papsttum, fränkisches Kaiserreich andererseits siehe A. Demandt, Der Idealstaat. Die politischen Theorien der Antike, Köln/Weimar/Wien 1993, S. 304.

[10] V. Malinin, a.a.O., Anhang S. 49; auch M.N. Kovalevskij, a.a.O., S. 49.

[11] V. Malinin, a.a.O., Anhang S. 50; auch M.N. Kovalevskij, a.a.O., S. 49.

[12] V. Malinin, a.a.O., Anhang S. 55f.; auch M.N. Kovalevskij, a.a.O., S. 50.

[13] V. Malinin, a.a.O., Anhang S. 45; auch M.N. Kovalevskij, a.a.O., S. 49. dazu, einschließlich der deutschen Textfassung, weiter M. Winkler (Hrsg.), Slavische Geisteswelt. Rußland, Baden-Baden 1955, S. 71 - 79.

[14] V. Malinin, a.a.O., Anhang S. 46; auch M.N. Kovalevskij, a.a.O., S. 49.

[15] V. Malinin, a.a.O., Anhang S. 51; auch M.N. Kovalevskij, a.a.O., S. 49.

[16] R.P. Dimitrieva, Skazanie o knjaz'jach vladimirskich (= Die Mär von den Fürsten aus Vladimir), Moskva/Leningrad 1955, S. 73ff.; der Text des "Poslanie" ebenda, S. 159 - 170; dieselbe, O nekotorych istočnikach "Poslanija" Spiridona-Savva (= über einige Quellen des "Sendschreibens" von Spiridona-Savva, in: TODRL, Bd. 13, S. 440 - 445; auch H. Schaeder, a.a.O., S. 66ff.; zur Einsetzung als litauischer Metropolit "gegen Geld" und zum Vorwurf der Sodomie siehe Prodolzenie letopisi povoskresenskomu spisku (ferner PSRL), Bd. 24 (Tipografskaja letopis'), Petrograd 1921, S. 195; zum Anspruch, "Metropolit von Kiev und ganz Rußlands zu sein," siehe E.E. Golubinskij, Istorija russkoj cerkvi (= Geschichte der russischen Kirche), Bd. 2, 1, Moskau 1900, S. 550f.; über sein Ungestüm und die Festsetzung im Ferapontkloster PSRL (Sofijskaja letopis'), Bd. 6, St. Peterburg, S. 233.

[17] Da Spiridon-Savva ausdrücklich Vasilij III. nennt, ist es unmöglich, daß er 1503 verstarb, wie V.S. Ikonnikov, Maksim Greki ego vremja (Maxim Grek und seine Zeit), Kiev 1915 (2. Aufl.), S. 391 und A. M.Ammann, Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte, Wien 1950, S. 187, behaupten; vorsichtiger äußert sich E. E. Golubinskij, Istorija russkoj čerkvi, Bd. 2, 1, S. 551: "nach 1503"; weiter R. P. Dimitrieva, a. a. O., S. 159 und 165.

[18] R.P. Dimitrieva, a.a.O., S. 161f.; Ivan IV. (der Schreckliche) betonte mit Stolz die Abkunft seines Geschlechts von Kaiser Augustus: S.I. Radcig, a.a.O., S.64; M.V. Lomonosov blieb dieser Legende gegenüber skeptisch, dazu M.N. Tichomirov, Russkaja kul'tura X - XVIII vv. (= Russische Kultur vom 10. - 18. Jhdt.), Moskva 1968, S. 384f.

[19] Ebenda, S. 164.

[20] Ebenda, S. 167f.

[21] Ebenda, S. 170 und 84; zum Verhältnis von Spiridon-Savva zu Vassian Kosoj, die beide der Gedankenwelt der "Uneigennützigen" nahestanden siehe V.S. Ikonnikov, a.a.O., S. 391.

[22] Ausführlich über die diplomatischen Beziehungen Vasilijs zu Westeuropa siehe H. Uebersberger, Österreich und Rußland, Bd. 1, Wien/Leipzig 1906, S. 66 - 250.

[23] Als Beispiel sei nur auf das litauische Problem und die moskowitische Sicht auf den litauischen Fürsten Gedimin verwiesen; dazu V.B. Antonovič, Monografii po istorii zapadnoj i jugo-zapadnoj Rossii (= Monografien zur Geschichte West- und, Südwestrußlands), Bd. 1, Kiev 1883, S. 37. R.P. Dimitrieva, a.a.O., S. 167.

[24] M. Winkler, Zarenlegende. Glanz und Geheimnis um Alexander I., Berlin 1941, S. 29.

Chung-Yang Kim

Um das Antikebild auf der Seidenstraße zu gewinnen

Mit dem herzlichen Glückwunsch und der herzlichen Begrüßung äußere ich meinen tiefsten Dank und Freude dafür, einen Vortrag für die heutige Veranstaltung zum 75. Geburtstag von Herrn Professor Irmscher halten zu dürfen. Sehr verehrter Herr Professor! Ich habe Ihren Aufsatz gelesen: Das Antikebild unserer Gegenwart, Tendenzen und Perspektiven[1]. Darin fand ich die folgende Formulierung beeindruckend: „Das Antikebild einer bestimmten Klasse für eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort wird, ... gemeinsam geprägt durch die Wissenschaft vom griechisch-römischen Altertum und die Antikerezeption der Menschengruppe, der es dient. Das Antikebild ist demnach nicht allein durch den Erkenntnisfortschritt der Forschung, sondern gleichermaßen durch die gesellschaftlichen Orientierungen bedingt, die sich aus den jeweiligen Rezeptionsformen ergeben. Es macht einen Teil des Geschichtsbildes, macht einen Teil der Weltanschauung der Klasse aus, die es trägt."

Heute leben wir in einem Zeitalter, in dem wir uns bewußt zu machen haben, daß sich die Weltgeschichte von Europa nach Asien verlagert. Meines Erachtens fehlt in unserer gegenwärtigen Situation das richtige Antikebild, das sich dem heutigen Weltbild anpaßt, woraus das Geschichtsbild der Gegenwart und die Weltanschauung für die Zukunft abgeleitet werden sollen. Das griechisch-römische Altertum hat in Europa nicht nur den freien Geist der Renaissance und der französischen Revolution hervorgebracht, sondern auch Faschismus, Feudalismus und den vulgären Kapitalismus, je nach der gesellschaftlichen Orientierung zur Antike. Das Antikebild mit dem edlen Humanismus und der plausiblen Demokratie hätte aber für die Menschheit Schönheits- und Bildungsideale hervorrufen können (Winckelmann und Jaeger). So ist die Antikeforschung mit der möglichst vorurteilslosen Rezeptionsform für unsere Gegenwart von großer Bedeutung.

Das indisch-chinesische Altertum hat in der asiatischen Kulturgeschichte eine ähnliche Rolle gespielt wie das griechisch-römische Altertum für Europa. Um Indien und China von heute verstehen zu können, muß man

[1] Akademie Verlag Berlin, 1979.

sich daher mit dem asiatischen Altertum beschäftigen. Denn Indien und China sind mit der Vergangenheit sehr eng verbundene Gesellschaften[2]. Die beiden großen Kulturländer Asiens haben bereits in der antiken Zeit versucht, die westliche Welt (Europa) zu verstehen, um damit das Weltbild im Ganzen zu gewinnen.

Interessant ist, daß es bereits vor dem Beginn unserer Zeitrechnung zu gegenseitiger Kontaktaufnahme zwischen Ost und West kam und der Austausch über die Seidenstraße nach und nach intensiviert wurde, die eigentliche Verbindung zwischen Ost und West.[3]

Inwieweit ist das griechisch-römische Altertum damals in Asien eingedrungen? Inwiefern war die indisch-chinesische Kultur damals nach Europa vermittelt worden? Als Sokrates im Jahre 470 v. Chr. in der Nähe von Athen zur Welt kam, war seit dem Tode von Konfuzius und Buddha ein Jahrzehnt vergangen. In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts lag die Lehre der beiden asiatischen Gelehrten bereits schriftlich in der bis heute überlieferten Form fixiert vor. Aber diese Lehre war im Westen mit Sicherheit noch unbekannt, als Sokrates in Athen vor seiner Jüngerschar lehrte. Es ist aber durchaus anzunehmen, daß Sokrates die Werke von Herodot kannt. Denn dieser schrieb um 430 v. Chr., als Sokrates in der Mitte seines Lebens stand. Herodot sammelte die ihm überlieferten Mythen aus aller Welt. Haussig behauptet, daß Zentralasien, Südrußland, Nordchina ihrer geographischen Lage nach Herodot nicht unbekannt gewesen seien. „Auf die Gebirgskette des Tienshan (chin. himmliche Berge) im Tal des oberen Ili beziehen sich z.B. jene von Herodot überlieferten Mythen, nach denen es auf diesem Gebirge menschliche Wesen gab, die die Füße von Böcken besaßen. Erst weiter im Osten, jenseits des Tienshan-Gebirges in der Turfan-Oase und im Westen der Provinz Kansu, kennt er die Issedonen, ein Volk, das durch seine damals nach Mittelasien kommenden Kaufleute nach den Griechen bekannt war."[4] Durch diesen Bericht Herodots wurde ein Volk aus Zentralasien, Issedonen genannt, bei den alten Griechen zur Lebzeit des Sokrates bekannt. Jene Volksstämme von Issedonen nannten die Chinesen Yüeh Chi oder Wu Sun.

---

2 Vgl. R. Murphey: The Chinese, Adapting the Past and Facing the Future, Michigan 1991.

3 H.W. Haussig; Die Geschichte Zentralasiens und der Seidenstraße in vorislamischer Zeit, Darmstadt 1983.

4 Vgl. Haussig, S. 3 f.

Die relativ kleinen Volksstämme in Zentralasien, die einst in der antiken Zeit weit bekannt waren und heute in Vergessenheit geraten sind, Issedonen, wurden einst als Vermittler von zwei Welten, Ost und West, angesehen.

Der chinesische Historiker im 2. Jahrhundert v. Chr. Ssu Ma Chien (145-86 v. Chr.) hat in seinem Werk Shi Chi (Geschichtsbücher) die Yüeh Chi (Issedonen) häufig erwähnt. Zu seiner Zeit entstand unter dem Kaiser Wu Ti eine neue starke Herrschaft. Als das erst vereinigte Reich von China unter der Chin-Dynastie endgültig zusammengebrochen war, begann im Jahre 106 v. Chr. die Herrschaft der neuen Han-Dynastie, die das zerfallene „Reich der Mitte" restaurieren wollte. Während auf dem chinesischen Territorium die aus der Zersplitterung der vorangegangenen Dynastie herrührende Unruhe noch andauerte, litt die neue Han-Dynastie zudem unter heftigen Angriffen von außen. Am schlimmsten waren die Angriffe eines nördlichen Nomadenvolkes, Hsiung Nu (der Hunnen), die trotz der hohen 2.500 km langen Mauer in die inneren Gebiete eindrangen, plünderten, töteten und die jungen Frauen als Geisel nahmen. Große Mengen von Tributzahlungen und die Heirat mit den königlich-adligen Geschlechtern wurden von den Hsiung Nu unablässig eingefordert. So hat der Han-Kaiser Wu Ti seinen Vertrauensmann, den General Chang Chien, in die Westlande (Yüeh Chi, Issedonen) gesandt, um auszuhandeln, wie man sich gemeinsam mit den Issedonen gegen die Hsiung Nu verteidigen oder diese gar angreifen könne. Der Plan scheiterte jedoch, weil der General Chang Chien und die Begleitsoldaten unterwegs von den Hsiung Nu zehn Jahre lang gefangen gehalten wurden. Erst im Jahre 126 v. Chr. konnte der General in die Hauptstadt der Han-Dynastie, Chang An, zurückkehren.

Im Jahre 115 v. Chr. wurde Chang Chien zum zweiten Mal in die Westlande (Wu Sun, gemeint sind die Issedonen) geschickt. Diesmal gelang es ihm, mit Wu Sun eine Partnerschaft zu vereinbaren. Der General starb unterwegs im Jahre 113 v. Chr., ohne seine Lebensaufgabe erfüllt zu haben. Der König von Wu Sun schickte später Hunderte von extra starken Pferden nach China, die dann der Han-Kaiser nach der I-Ging-Deutung als „Himmlische Pferde" bezeichnete. Endlich, im Jahr 101 v. Chr., besiegte das Bündnis Hans mit Wu Sun die Hsiung Nu (die Hunnen). Mit dem Siegeszug wurde dem Han-Kaiser Wu Ti vom issedonischen König empfohlen, noch weiter nach Westen zu marschieren. Denn dort gebe es zwei große Reiche, An Shi (die Parther) und Ta Chin (Ostteil des Römischen Reiches, Byzanz).

Der Plan, diese Länder zu erreichen, wurde zu Lebzeiten des Kaisers Wu Ti nicht erfüllt. Der Verkehr zwischen den Issedonen und China wurde von da an bis zum 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung intensiv gepflegt. Wie es dann weiterging, wurde ziemlich detailliert in den beiden bedeutenden chinesischen Geschichtsbüchern aufgezeichnet: Ssu Ma Chien, Shi Chi und Pan Ku (32 v. Chr. - 92 n. Chr.) sowie Chien Han Shu (Geschichte der früheren Han Periode: 206 v. Chr. - 25 n. Chr.). Im Shi Chi steht, daß der König von An Shi (der Parther) seine Gesandten nach China geschickt habe. In Chien Han Shu sind die Ortsnahmen An Ti (Antiochia) und O Chi Shan Li (Alexandria) öfter zu finden. Im Hou Han Shu (Geschichte der späteren Han-Periode: 25 - 220 n. Chr.) stehen ziemlich umfangreiche und detaillierte Berichte vom Gesandschaftsaustausch zwischen An Shi (Partherreich), Ta Chin (Byzanz) und China.

Nach der Eroberung Alexanders des Großen erreicht die sogenannten Gandhara-Kultur in Indien und Parthien gerade ihre Blütezeit. Überall in den Gebieten Zentralasiens wurde die griechische Schrift verbreitet. Bei den Issedonen und im Tarim-Becken wurden schon zu Handelszwecken griechische Sprachkenntnisse für so wichtig gehalten wie etwa heute die englische Sprache. Während der späteren Han-Periode wurde der General Pan Chao, der Bruder des Historikers Pan Ku, mit einer Gefolgschaft nach An Shi (Parthien) und Tien Chu (Indien) geschickt. Von da aus sandte er eine Expeditionsgruppe nach Ta Chin (Byzanz). Erst im Jahre 102 n. Chr. kam Pan Chao mit seiner Mannschaft aus Ta Chin nach China zurück.

Ich möchte hier einen Bericht aus dem Geschichtsbuch Hou Han Shu vorstellen, in dem der Eindruck, wie ihn eine chinesische Expeditionsgruppe in der Kaiserzeit vom Ostteil des Römischen Reiches gewonnen hat, aufgezeichnet wird: „Das Reich von Ta Chin ist auch als Likan bekannt und befindet sich noch westlich der Westmeere. Sein Territorium umfaßt einige Tausend Li (10 Li = 4 km) Fläche mit über vierhundert verschiedenen Städten. Die zehnfache Anzahl von kleineren Städten am Rande des Reiches kommt hinzu. Alle großen Städte zeigen steinerne Festungen, die zur Verteidigung dienen. Auf den Straßen sind zahlreiche Poststationen zu sehen. Es ist üblich, daß die Straßen von zypressenartigen Bäumen umsäumt sind. In der Hauptstadt (gemeint ist Alexandria) gibt es fünf Paläste, die ca. zehn Li (4 km) voneinander entfernt liegen (vgl. das Brucheion-Palastviertel). In fünf Tagen besucht der König (Kaiser) die Paläste hintereinander. Wenn der König zu einem Palast kommt, erfährt er, was im Reich geschah: Gerechtes und

Ungerechtes. Es gibt 36 Generäle (Senatoren?), die die Dokumente überprüfen. Der König hat kein Recht zur Alleinherrschaft. Denn das Gremium der Generäle besitzt Entscheidungsbefugnis. Dort kann der König abgesetzt oder ersetzt werden. Naturkatastrophen wie Sturm und Überschwemmung allein können Grund sein, den König abzusetzen. Die Einwohner sind groß und gut gebildet wie die Chinesen, daher heißen sie auch Ta Chin.

Im Ta-Chin-Gebiet sind Gold, Silber und Edelsteine und Reichtum an Erz. Es gibt Steine, die in der Nacht strahlen. Man bezeichnet sie als „Mondschein-Perle". (...) Dort gibt es auch Stoffe, die goldene Farbe tragen, und auch die eigene Produktion von Seidenstoff. Aus Gold und Silber wurden Münzen geprägt. Zehn Silbermünzen sind eine Goldmünze wert. Über die Meere verkehren sie mit An Shi (Parthien) und Tien Chu (Indien). Denn sie erzielen auf dieser Route zehnfache Gewinne. Die Menschen dort sind ehrlich, weil sie nicht zweierlei Preise angeben. Seit langem haben dortige Könige gewünscht, ihre Gesandtschaft nach China zu schicken. Das Reich, An Shi, verhinderte es aber wegen des Geschäftsinteresses mit den Seidenstoffen aus China. Darum konnte eine Kommunikation (zwischen Ta Chin und China) nicht zustandekommen. Erst im 9. Jahr derYen-Shi-Periode unter der Herrschaft des Kaisers Huan Ti (166 n. Chr.) sandte der König von Ta Chin, An Tun (gemeint ist Marcus Aurelius Antoninus 161-180 n. Chr.), eine Gesandtschaft nach China. (...) Das Reich ist dicht bewohnt. Alle 30 Li (12 km) sind Raststätten an der Straße zu sehen, die vom Militär bewacht werden, um die Passagiere vor Löwen und Tigern zu schützen."

Als dieser Bericht im 2. Jahrhundert n. Chr. aufgezeichnet wurde, reiste ein Grieche namens Megasthenes nach Indien. Von seinem Reisebericht angeregt, ging Pantainos mehrere Male nach Indien, um dort die hinduistische und buddhistische Lehre kennen zu lernen. Diesem Pantainos wird heute im allgemeinen die Gründung der Katechetenschule in Alexandria zugeschrieben. Clemens von Alexandrien hat in seinem Werk „Stromateis" diese Geschichte en detail ausgeführt. Es ist durchaus anzunehmen, daß die chinesischen und indischen Gesandtschaften, Geschäftsleute und Expeditionsgruppen in Alexandrien nicht nur die prunkvollen Paläste und die von Zypressenbäumen beschatteten Straßen gesehen haben, sondern auch die dortigen Bibliotheken und Museen. In Alexandrien kamen damals neue Trends der Logosphilosophie auf: der Neuplatonismus und der Neupythagoreismus. Dort kam die jüngere christliche Theologie mit Clemens und Origenes zu großer Blüte. Das

Weltbild von Geist und Natur wurde damals in Alexandrien zu hohem Niveau weiterentwickelt. Dort war von einem Kapitalismus, ähnlich dem heutigen, die Rede. „Alexandrien ist reich und üppig. Handelsleute, Facharbeiter wie Töpfer, Glasschleifer, Papierhersteller ... Jeder hat seine Arbeit und ein gesichertes Leben. In dieser Hafenstadt wohnen Griechen, Juden, Ägypter, die jeweils ihre eigene Gottheit anbeten. Ich fand da aber nur eine einzige Gottheit: das Geld. Diese Gottheit beten alle gebildeten Menschen an."[5]

* * *

Ehe ich meinen heutigen Vortrag abschließe, möchte ich Ihnen ein dringendes wissenschaftliches Desiderat zum Antikebild der Seidenstraße vorstellen. Im Jahre 1905 wurde in der chinesischen Provinz Kanu in der Nähe des Tienshan-Gebirges, die auch Herodot nicht unbekannt war, eine große Bibliothek der Antike in der berühmten Tun-Huang-Steinhöhle mit tausend Buddhagestalten entdeckt.

Tun Huang war ein wichtiger Stützpunkt der Karawanen im fernen Osten der Seidenstraße gewesen. Mehrere zehntausend Schriften, die dort tausend Jahre lang aufbewahrt wurden, liegen heute in Peking, Tokyo, London, Paris, New York zerstreut. Es sind überwiegend diejenigen Schriften, die für die chinesische Geistesgeschichte aussagefähig sind. Die Funde können nach drei Kriterien geordnet werden: 1) wichtige Werke des Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus, 2) antike chinesische Literatur, 3) in verschiedenen Epochen geschriebene Geschichtsbücher. Unter letzteren finden wir auch zahlreiche Berichte darüber, was während der byzantinischen Zeit auf der Seidenstraße eigentlich geschah, zum Beispiel die Geschichte der Ausbreitung der nestorianischen Kirche nach Zentralasien, die buddhistischen Missionen über die Seidenstraße nach Zentralasien und Europa. Seit dieser wertvollen Entdeckung sind 90 Jahre vergangen. Die Funde sind bis heute immer noch nicht vollständig ausgewertet.

Von dieser sicherlich kostspieligen und langandauernden Forschung sind im nächsten Jahrhundert viele Aufschlüsse über das Antikebild zu erwarten.

---

5 Aus dem angeblichen Tagebuch von Kaiser Hadrian. Cf. die Vita des Vopiscus.

Anneliese Malina

Einige Bemerkungen zu weiblichen Berufsbezeichnungen im Neugriechischen

Mit der Emanzipation der Frau, ihrer zunehmenden Einbeziehung in den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß, der Übernahme von Tätigkeiten und Funktionen, die zuvor den Männern vorbehalten waren, und nicht zuletzt durch die Bewegung des Feminismus und das Entstehen einer besonderen feministischen Linguistik ist in vielen Ländern eine Diskussion über den sprachlichen Ausdruck dieser Realität, also die Bildung und Anwendung weiblicher Bezeichnungen für Berufe, Funktionen u.ä. in Gang gekommen; das gilt natürlich auch für das Deutsche und auch für das Neugriechische.

Dabei stehen die tatsächliche soziale Stellung der Frau und Möglichkeiten und Umfang ihrer Erwerbstätigkeit und die eben genannte sprachliche Entwicklung durchaus nicht auf gleichem Niveau. In der DDR war die Gleichstellung der Frau nicht nur formal gesichert, fast 90 % der Frauen waren berufstätig, aber lange fand das nur sehr verhalten sprachlichen Ausdruck. So finden wir in einer Grammatik der deutschen Sprache von 1988 die mit einigen Beispielen belegte summarische Feststellung: „Neuere Berufsbezeichnungen für die Frau sind vorwiegend, akademische und amtliche Titel immer maskulin".[1] Die explizite Ableitung femininer Berufsbezeichnungen von maskulinen - linguistisch Motion, Movierung - war kaum entwickelt.

Daß es aber in der sprachlichen Kommunikation durchaus eine Diskussion über weibliche Berufsbezeichnungen gab, weisen nicht zuletzt eine Reihe von Artikeln in der DDR-Zeitschrift „Sprachpflege" aus[2]. So sieht sich auch der Linguist W. Fleischer, der noch in einer Arbeit zur Wortbildung 1983 festgestellt hatte: „... gibt es eine ganze Reihe von Berufs- und Amtsbezeichnungen, die sich auch ohne Motion auf eine Frau beziehen können ...", 1988 veranlaßt, das Problem und die sprachliche Entwicklung differenzierter und ausführlicher zu behandeln. Er stellt u. a. fest: „Aus

---

1 W. Jung, Grammatik der deutschen Sprache, bearb. Von G. Starke, 9. unveränd. Aufl. Leipzig 1988, S. 247

2 Sprachpflege Jg. 37, 1988, H. 2, S. 21-22; H.5, S. 70, H. 8, S. 121

diesen gesellschaftlichen Grundlagen [der DDR] erwächst das Bedürfnis nach Benennungen für männliche und weibliche Werktätige, die das Referenzobjekt als männlich oder weiblich ausweisen". Wichtig ist sein Hinweis darauf, daß hier der Gebrauch noch schwankend und unsicher ist - das werden wir auch für das Neugriechische feststellen können -, sowie seine Aussage, daß die maskuline Form nicht nur den männlichen Träger eines Berufes, sondern (unmoviert) auch Angehörige einer Berufsgruppe schlechthin, ohne Genusdifferenzierung, bezeichnen kann, linguistisch oft als Neutralisation bezeichnet.[3]

Wesentlich früher und recht umfassend hatten sich weibliche Berufsbezeichnungen vor 1990 in der BRD herausgebildet und fanden ihren Niederschlag nicht nur in der Literatur und den verschiedenen Medien, sondern auch in den gängigen Grammatiken; so in „Knaurs Grammatik der deutschen Sprache" von 1989, wo es heißt: „ ... ist eine Tendenz in der gesprochenen wie in der geschriebenen Sprache deutlich zu kennzeichnen. ... weitgehend durchgesetzt hat sich auch die Trennung der natürlichen Geschlechter bei der Anrede, zumindest in sozial hochbewerteten Berufen ... Frau Präsidentin, Frau Staatssekretärin, Frau Professorin."[4]

Interessant für unsere Thematik sind auch die im „Handbuch der deutschen Grammatik" von E. Hentschel und H. Weydt referierten Vorschläge von feministischer Seite, so das sogenannte Splitting, wo jeweils feminine und maskuline Form nebeneinandergesetzt werden, oder die bekannte Schreibweise mit dem großen Ableitungs-I (Lehrer/Innen)[5] - Ähnliches finden wir auch im Neugriechischen.

Die bisherigen knappen Bemerkungen zum Deutschen führen uns zu verwandten Erscheinungen, aber auch zu den Besonderheiten des Neugriechischen. Wenn sich auch die Wirtschaftsstruktur Griechenlands von den entwickelteren europäischen Ländern unterscheidet, so gibt es doch Ähnlichkeiten, was die Emanzipation der Frau und ihre zunehmende Berufstätigkeit betrifft. Auch die griechische Frauenbewegung hat ihre

---

3 W. Fleischer, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, 5. Aufl. Leipzig 1983; und: Wortschatz der deutschen Sprache in der DDR. Fragen seines Aufbaus und seiner Verwendungsweise. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von W. Fleischer, Leipzig 1988. Vgl. auch W. Fleischer, I. Barz, Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, unter Mitarbeit von M. Schröder, Tübingen 1992

4 L. Götze. E. W. B. Hess-Lüttich, Knaurs Grammatik der deutschen Sprache, München 1989, S. 161

5 E. Hentschel, H. Weydt, Handbuch der deutschen Grammatik, 2. Durchges. Aufl. Berlin, New York 1994, S. 147-151

Wurzeln im 19. Jahrhundert, und der griechische Feminismus hat ebenfalls eine längere Tradition. Wenngleich aus den frühen Publikationsorganen der Frauenbewegungen, die zum Teil auch in der Katharevusa abgefaßt waren, hervorzugehen scheint, daß soziale Fragen, nicht linguistische der Inhalt waren[6], so gibt es doch in jüngerer Zeit, wie wir sehen werden, ein größeres Interesse bei Frauengruppen an der sprachlichen Fixierung.

Neben einer soziolinguistischen Betrachtung der Herausbildung weiblicher Tätigkeitsbezeichnungen im Neugriechischen - auch hier ist sicher noch eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung notwendig - sind einige Besonderheiten des Neugriechischen gegenüber dem Deutschen zu berücksichtigen. Da ist einmal die Vielfalt der Flexionsmorpheme und -suffixe eines noch in hohem Maße synthetischen Sprachtyps. Da ist zum anderen die viele Jahrhunderte währende Diglossie, also das Nebeneinander von Hochsprache (Katharevusa), bis 1976 die offizielle Sprache des griechischen Staates, und Volkssprache (Dimotiki), beide in der mündlichen wie schriftlichen Kommunikation gebräuchlich.

So haben wir einmal morphologisch wesentlich mehr Möglichkeiten, wenn natürlich auch nach Regeln verlaufend, weibliche Ableitungen zu bilden. Viele Neuschöpfungen sind in der Dimotiki angesiedelt, aber die Dimotiki hat auch nicht wenige Bezeichnungen, markiert mit dem weiblichen Artikel bzw. Adjektiv, aus der Katharevusa übernommen.

Sporadische frühere Versuche von Linguisten, wie z.B. von M. Triandaphyllidis 1953[7], Bildungen der Dimotiki zu unterstützen, hatten, soweit ich sehe, keinen Erfolg.

Nach der Juntazeit 1967-1974, in der wir einen starken sprachlichen Konservatismus zu verzeichnen haben, hat es dann von philologischer Seite beachtliche Bemühungen vor allem in den 80er Jahren gegeben, die in der mündlichen Kommunikation oder in der Belletristik auftretenden weiblichen Bezeichnungen zu analysieren, zu bewerten und auch voranzutreiben.

Genannt seien hier vor allem die populärwissenschaftlichen Arbeiten von Emmanuel Kriaras, der in seiner Aufsatzsammlung Η σημερινή μας

---

6 Το Ελληνικό φεμινιστικό Έντυπο, in: ΔΙΑΒΑΖΩ Η. 198.

7 M. Triandaphyllidis, Η „βουλεντίνα" κσι ο σχηματισμός των θηλυκών επαγγεματικών ουσιαστικών. Άπαντα Μανόλη τριανταφυλλίδη, Bd. 2, Thessaloniki 1963, S. 326-334

γλώσσα Bildungen wie δικηγορίνα, αστυνομινίνα, δικαστίνα, γυμνασιάρχισσα unterstützt[8]. In seiner Sammlung von Vorträgen im griechischen EPT befürwortet Kriaras ähnlich Bildungen wie φιλολογίνα, γιατρίνα für die mündliche Kommunikation, für eine offiziellere Diktion zieht er aber die Formen (η) φιλόλογος, (η) γιατρός vor; dagegen hält er den Typ βουλευτίνα für alle Sprachsituationen für brauchbar.[9]

Erwähnt sei auch noch Th. Karzis, der in seinem Buch Τα σωστά auch weibliche Tätigkeitsbezeichnungen behandelt und kritisch die sozialen Hintergründe für das Festhalten an Katharevusaformen beleuchtet, aber unkritisch die unterschiedlichen Neuschöpfungen vorstellt.[10]

Die folgende tabellarische Zusammenstellung von Beispielen für die Bildungsmöglichkeiten weiblicher Tätigkeitsbezeichnungen kann die Vielfalt und die Problematik deutlich machen.

Es sei nun die Frage gestellt, wie die sprachliche Realität aussieht und wieweit Ansätze in der Dimotiki und Vorschläge und Empfehlungen der Linguisten Akzeptanz gefunden haben.

Was die Volksbildung betrifft, der ja in erster Linie nach 1976 die Lehre, Verbreitung und gewissermaßen auch die Standardisierung der Dimotiki obliegt, kann festgestellt werden, daß in der gängigen Schulgrammatik bei der Behandlung der Wortbildung nur maskuline Derivationen für Berufe aufgeführt werden.[11] Diese Grammatik basiert auf der Grammatik von M. Triandaphyllidis von 1941, wo gleichfalls nur die männlichen Ableitungen behandelt werden.[12]

Ausführlicher und mit recht informativen Hinweisen über den Gebrauch behandelt G. Papageorgiou in seiner Wortbildungslehre die weiblichen Berufsbezeichnungen.[13] Allerdings handelt es sich hier nicht explizit um ein Schulbuch.

---

8 E Kriaras, Η σημεσινή μας γλώσσα. πελετήματα και άρθρα. Τα επαγγελματικά θηλυκά, S. 179; Γλωσσικά τέρατα, S. 185. Athen 1984.

9 E. Kriares, Τα πεντάλεπτά μου και άλλα γλωσσικά. Β΄ έκδορη με προσθήκες, Thessaloniki 1988, S. 30-32; 83-84, 104-107.

10 Th. Karzis, Τα σωστά ελληνικά, Athen 1986, S. 77-79.

11 Νεοελληνική Γραμματική. Αναπροσαρμογή της μικρής νεοελληνικής Γραμματικής του Μανόλη Τριανταφυλλίδη, Athen 1987 ff, S. 50.

12 Νεοελληνική Γραμματική (της Δημοτικής), Athen 1941, Nachdruck Thessaloniki 1978, S. 131.

13 G. E. Papageorgiou, Η παραγωγή και η σύνδετη λέξεων στη νέα ελλρηνική, Athen o.J., S. 122-125.

Die Wörterbücher geben insgesamt nur unzureichend Auskunft; die älteren enthalten die neueren weiblichen Formen ohnehin nicht, aber auch jüngere bieten sie nicht immer, und wo sie vorhanden sind, fehlt die notwendige Angabe über die Stilebene.[14]

Eine 1984 von Th. Pavlidou durchgeführte Befragung zur Akzeptanz neuerer weiblicher Bezeichnungen beschränkte sich zwar auf zwei Gymnasialklassen, Studenten und Mitglieder einer autonomen Frauengruppe in Thessaloniki, erbrachte aber Ergebnisse, die sich verallgemeinern lassen und in gewisser Weise auch heute noch Gültigkeit haben.[15] So wird u.a. die weibliche Markierung bevorzugt, wenn es sich um morphologisch sanktionierte Formen handelt; in offizielleren Kontexten wird die aus der Katharevusa hergeleitete markierte Form gebraucht. Probleme zeigten sich in dieser Untersuchung auch bei Pluralformen, wenn die Markierung durch den Artikel nicht mehr möglich ist. (η βοηθός - οι γυναίκες βοηθοί).[16]

Eine Möglichkeit der Überprüfung sind die Printmedien. Hier zeigt sich nach meiner Einschätzung und nach einer Reihe von Stichproben, daß Neuschöfpungen wie δικαστίνα, φιλολογίνα, βουλευτίνα in seriösen Zeitungen, unabhängig vom ideologischen Spektrum, nicht auftreten, sondern η δικαστής, η φιλόλογος, η βουλευτής die üblichen Formen sind.[17]

Ein recht informatives Bild, welche weiblichen Berufsbezeichnungen benutzt werden, bieten daneben die Stellenanzeigen der Zeitungen. Gegenüber dem deutschen Arbeitsmarktangebot in Zeitungen der BRD ist allerdings das Angebot in der griechischen Presse sehr eingeschränkt. Sprachlich überwiegt die männliche Form (λογιστής, υπάλληλος), ohne daß die Bewerbung von Frauen ausgeschlossen wird.

Gelegentlich werden neutral άτομα für eine bestimmte Tätigkeit gesucht, oder es wird άνόρες και γυναίκες, νέος -α, κοπέλα hinzugesetzt. Einige Beispiele sollen folgen:

---

14 Zu den letzteren gehört das sonst ausgezeichnete Wörterbuch von Τεγόπουλος-Φυτράκης, Ελληνικό Λεξικό, 4. Aufl. Athen 1990.

15 Th. Pavlidou, Παρατηρήσεις στα θηλυκά επαγγέλματικά, Μελέτες για την ελληνική γλώσσα. Πρακτικά της ετήσιας συνάντησης του Τομέα Γλωσσολογίας της φιλοσοφικής Σχολής του Αριστοτέλειον Πανεπιστημίον Θεσσαλονίκης, 2-4 Μαίον 1984, Thessaloniki 1985, S. 201-217.

16 a.a.O. S. 214.

17 Überprüft wurden die Zeitungen Η ΚΑΘΗΜΕΡΙΝΗ, ΤΟ ΒΗΜΑ, ΤΑ ΝΕΑ, ΡΙΖΟΣΠΑΣΤΗΣ.

Weibliche Markierungen treten auf bei Lehrpersonal für Privatschulen; καθηγητής-τρια Αγγλικής φιλολογίας, γερμανικών δασκάλες. für Büropersonal: άντρας ή γυναίκα για τη θέση διοικητικού διενθυντή, λογίστια βονδός, βονδός λογισταί (νές), επάκκηλος γραφοίου αλλογράφος γνωρίζουσα τη γερμανική γλώσσα, πεπεοιραμένη γραμματέας. Personal in der Gastronomie: σερβιτόρες, χορεύτριες, δεσποινίδες μπαργούμαν, aber zumeist nur: δεσποινίδες, κοπέλες εμφανίσιμες. für die Konfektionsbranche: γαζώτριες, κοπτοράπτριες, μοδίστρα, πλέκτριες, μοντελίστ, εμφανίσιμη ελεύθερη.[18]

Es soll schließlich auch vermerkt werden, daß in der erwähnten Aufsatzsammlung zum Feminismus in der Zeitschrift ΔΙΑΒΑΖΩ auch nur die „gemäßigten" Formen gebraucht werden: διευθύντρια, λογία, υφηγήτριαι-καθηγήτριαι, νοσοκόμοι, φεμινίστριες αρθρογράφοι, αγρότισσες, γενική γραμματές, εκπαιδευτικός και λογοτέχνις.[19]

Schlußfolgernd kann etwa festgestellt werden: Als weibliche Ableitungen für Berufs- und Amtsbezeichnungen werden allgemein akzeptiert die Suffixe -τρια, -ισσα, beide schon im Altgriechischen angelegt.[20] Im übrigen werden die mit Artikel und bzw. oder weiblichem Adjektiv markierten Formen der Katharevusa bevorzugt. Das von E. Kriaras in den genannten Aufsätzen mehrfach herangezogene .μεταβατικό στάδιο für die Sprachsituation nach 1976 ist also offensichtlich noch nicht beendet. Meine Zweifel, daß sich Neuschöpfungen wie υπουργία außerhalb einer inoffiziellen mündlichen Kommunikation oder manchen Texten der Bunten Presse in absehbarer Zeit durchsetzen könnten, teile ich mit griechischen Muttersprachlern.[21] Vergleichen wir aber die ersten Reaktionen auf ähnlich ungewohnte Bildungen im Deutschen und die auch dort noch vorhandenen Unsicherheiten, müssen wir wohl diese Sprachsituation für das Neugriechische respektieren.

Auf jeden Fall aber ergeben sich hier noch lohnende Themen für die neogräzistische Linguistik.

---

18 Alle Beispiele aus TA NEA vom 10.10. 1994, S. 81-97

19 ΔΙΑΒΑΖΩ, a.a.O. S. 9,1_, 20, 26, 35, 36

20 N.P. Andriotis, Ετυμολογικό λεξικό της κοινής Νεοελληνικής, 2. Aufl. Thessaloniki 1967, S. 133; 376.

21 Wertvolle Hinweise verdanke ich Dr. P. Carelos, Berlin.

Reimar Müller

Zur Anthropologie der Spätantike

Seit Beginn des 18. Jahrhunderts hat sich in der Philosophie und Wissenschaft zuerst Englands und Frankreichs, in der Folge auch Deutschlands eine Hinwendung zu den Problemen einer Theorie des Menschen vollzogen, die starke Wirkungen auf die Wissenschaftsentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts ausgeübt hat: in Biologie, Psychologie, Ethnologie, Ur- und Frühgeschichte und natürlich in der Philosophie, die mit mehr oder minder großem Erfolg immer wieder versucht hat, die Ergebnisse einer in disziplinären Sonderentwicklungen zersplitterten Wissenschaft zu generalisieren.

Uns soll heute ein Kapitel aus der Vorgeschichte dieser Entwicklung beschäftigen, das in nuce vieles vorweggenommen hat, was später zum Gegenstand umfassender, nun auch stärker empirisch fundierter Forschungen werden sollte: die Anthropologie der Antike. Der vieldeutige Begriff der Anthropologie ist hier im Sinn einer umfassenden Theorie des Menschen als Natur- und Gesellschaftswesen verstanden. Ihre Geschichte begann in einer Zeit, der man das Prädikat einer Aufklärungsperiode gleichfalls zu Recht zugesprochen hat[1]. Wir sprechen von der Zeit der Attischen Aufklärung, die in einer bis dahin nicht gekannten Weise den Menschen in den Mittelpunkt philosophischer und wissenschaftlicher Untersuchung rückte[2]. Die Fragen nach der Physis des Menschen, nach seiner Stellung im Kosmos, nach der Entstehung von Kultur, Gesellschaft und Staat, nach dem Ursprung von Sprache und Religion[3] haben die

---

1 Vgl. J. Schmidt, Aufklärung, Gegenaufklärung, Dialektik der Aufklärung, in: J. Schmidt (Hrsg.), Aufklärung und Gegenaufklärung in der europäischen Literatur, Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart, Darmstadt 1989, 4 f.; J. Mittelstraß, Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie, Berlin - New York 1970, 15 ff.

2 R. Müller, Naturphilosophie und Anthropologie in der Aufklärung des 5. Jahrhunderts v.u.Z., in: Polis und Res publica. Studien zum antiken Gesellschafts- und Geschichtsdenken, Weimar 1987, 152 ff.

3 Zu den Grundzügen anthropologischer Fragestellung im 5. Jh. vgl. W. Nestle, Vom Mythos zum Logos, 2. Aufl., Stuttgart 1942, 249 ff.; W.K.C. Guthrie, A history of Greek philosophy, Cambridge 1969, II 471 ff., III 55 ff.; E.Ch. Welskopf, Sophisten, in: Hellenische Poleis. Krise - Wandlung -Wirkung, hrsg. von E.Ch. Welskopf, 4, Berlin

antike Philosophie und Wissenschaft über die Jahrhunderte bis in jene Periode beschäftigt, der dieses Kolloquium gewidmet ist. Von deren Frühphase (aus einem anderen Blickwinkel: der Spätantike) soll hier die Rede sein.

Es muß im voraus gesagt werden, daß sich die Beiträge dieser Zeit zum Nachdenken über den Menschen nicht durch eine besondere Originalität der wissenschaftlichen Fragestellung auszeichnen, nimmt man die Entwicklung von Philosophie und Wissenschaft im 5. Jahrhundert, in der Platonischen und Aristotelischen Philosophie und in den hellenistischen Systemen der Stoa, des Epikureismus und des Skeptizismus zum Maßstab. Gleichwohl verdienen sie unsere Beachtung als Zeugnisse einer kulturellen und geistigen Umbruchsphase von welthistorischer Dimension, dem Werden einer von christlichem Geist durchdrungenen Kultur, die auf dem Weg der Verschmelzung großer Teile der antiken Tradition mit dem neuen Glauben entstand. Seit Ende des 2., Anfang des 3. Jahrhunderts spielten Traditionen der antiken Philosophie (Platonismus, Aristotelismus, Stoizismus, Neuplatonimus) eine außerordentliche Rolle, als es galt, ein umfassendes System des christlichen Glaubens zu schaffen, in Gestalt einer philosophisch fundierten Theologie, bei deren bedeutendsten Vertretern (Clemens von Alexandria, Origenes , den sog. Kappadokischen Kirchenvätern) man auch von einer christlichen Philosophie sprechen kann[4]. Die Fragestellung der historischen Forschung zu diesem Gegenstand war immer ambivalent: als Zeugnis christlicher Philosophie betrachtet, erschienen viele Werke als Glied in der Kette einer Jahrhunderte währenden Tradition; als Bestandteil einer philosophisch fundierten Theologie waren sie vor allem Zeugnis eines geistigen Neubeginns.

Es wundert uns nicht, daß im Rahmen dieser Bemühungen auch eine vom Menschenbild, von der Ethik und vom Geschichtsbild des Christentums geprägte Anthropologie entstand. Entsprechend der Vielfalt der theologischen Richtungen fielen diese Ansätze einer Konzeption des Menschen sehr unterschiedlich aus. Beachtlich und - für unsere philosophie- und

1974, 1927 ff.; R. Müller, Das Menschenbild der sophistischen Aufklärung, in: Menschenbild und Humanismus der Antike, Leipzig 1980, 70 ff.

4 Vgl. F. Überweg - B. Geyer, Friedrich Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. Zweiter Teil: Die patristische und scholastische Philosophie, 13. Aufl., Darmstadt 1956; A.H. Armstrong (Hrsg.), The Cambridge History of Later Greek and Early Medieval philosophy, Cambridge 1967; E. von Ivanka, Hellenisches und Christliches im frühbyzantinischen Geistesleben, Wien 1948; W. Jaeger, Paideia Christi, in: Humanistische Reden und Vorträge, 2. Aufl., Berlin 1960, 250 ff.; ders., Das frühe Christentum und die griechische Bildung, Wien 1963.

wissenschaftsgeschichtliche Sichtweise - beeindruckend ist der wissenschaftliche Ernst und die Bereitschaft zu intensiver geistiger Auseinandersetzung, mit denen an alte Fragestellungen angeknüpft wurde, mochten sich die Antworten im einzelnen auch noch so unterschiedlich gestalten. Zentrale Fragestellungen der antiken Anthropologie blieben im Spiel: die vor allem aus dem Mensch-Tier-Vergleich ihre Kriterien beziehende Frage nach den entscheidenden Wesensmerkmalen des Menschen; die Frage nach den Triebkräften für die Entstehung und Entwicklung der Kultur (Not und Bedürfnis, Erfahrung, Nutzen, Nachahmung der Natur, eine zweckvoll planende Pronoia); das Deutungsmuster Mikrokosmos - Makrokosmos für die Stellung des Menschen im Universum; die Struktur der menschlichen Physis (besonders das Verhältnis zwischen Hand, Denken und Sprachvermögen). Die Auswahl der Fragestellungen und Argumente orientierte sich im einzelnen in hohem Grade an dem Menschenbild des neuen Glaubens, aber auch an zentralen weltanschaulichen Auseinandersetzungen, die bereits die Diskussionen der klassischen Antike bestimmt hatten. Diese Orientierung bringt es mit sich, daß sich neben der Wiederholung des Bekannten auch überraschende Einblicke in Theorien oder Denkansätze der klassischen Antike ergeben, die uns in den Einzelheiten aus der unmittelbaren antiken Tradition nicht überliefert sind.

1.

Als einer der fruchtbarsten Gedanken der antiken Theorie der Kulturentstehung[5] erwies sich Demokrits Herleitung der „Künste" im umfassenden Sinn des Wortes (*artes et scientiae*) auf Bedürfnis bzw. Mangel (*chreía*)[6]. Dem in einer tierähnlichen Lebensweise vegetierenden Menschen der Frühzeit gelang es nach dieser Theorie, unter dem Druck der *chreía* jene „Künste" zu entwickeln, mit deren Hilfe die elementaren

---

5 Zu den antiken Theorien der Kulturentstehung vgl. zuletzt K.E. Müller, Geschichte der antiken Ethnographie und ethnologischen Theoriebildung, I - II, Wiesbaden 1972 - 1980; S. Blundell, The origins of civilization in Greek and Roman thought, London 1985.

6 Bei Diodor I 8, 7. Zur Anthropologie Demokrits vgl. vor allem Th. Cole, Democritus and the sources of Greek anthropology, Western Reserve University 1967 (Philological monographs publ. by the American Philol. Assoc. 25). Zu der im Kern Demokritischen Herkunft der Darstellung bei Diodor I 8 vgl. R. Müller, Die Stellung Demokrits in der antiken Sozialphilosophie, in: Polis und Res publica, 199 f. Der Versuch einer Rückführung auf topiusches Gut durch W. Spoerri ist nicht gelungen: Späthellenistische Berichte über Welt, Kultur und Götter. Untersuchungen zu Diodor von Sizilien, Basel 1954 (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 9).

Lebensbedingungen (Nahrung, Kleidung, Wohnung) gesichert wurden. Leider sind wir über die Auffassungen Demokrits von der Kulturentstehung nur lückenhaft unterrichtet. Die weitreichenden Konsequenzen des materialistischen Denkansatzes des großen Atomisten zeigen sich in seinem Konzept einer Stufenfolge der Künste: „Die Musik sei eine jüngere Kunst. Denn nicht die Not (*to anankaíon*) habe sie (aus sich?) abgesondert, sondern sie sei aus dem bereits vorhandenen Überfluß (*ek toú perieántos éde*) entstanden" (Fr. 144 D.-K.). Von ähnlicher Bedeutung wie diese Dialektik der Kategorien Not und Überfluß war das Prinzip, daß die Kultur eine „zweite Natur" darstelle. In der Auseinandersetzung mit den natürlichen Bedingungen seiner Umwelt schaffe der Mensch nicht nur die Voraussetzungen seiner Lebensbewältigung, sondern entfalte auch seine Wesenskräfte. Mit den Worten Demokrits (am Beispiel der Erziehung demonstriert): „Die Natur (*phýsis*) (sc. des Menschen) und die Erziehung (*didaché*) sind etwas Ähnliches. Denn die Erziehung formt zwar den Menschen um, aber durch diese Umformung schafft sie Natur (*physiopoiei*)" (Fr. 33 D.-K.).

Die Anthropologie der Kirchenväter hat den Theorieansatz Demokrits in einer Form übernommen, durch die er in ein teleologisches, leicht in die Kategorien des christlichen Glaubens zu überführendes Weltbild eingepaßt wurde. Bei dem alexandrinischen Gelehrten Origenes heißt es in der Schrift „Contra Celsum", Gott habe den Menschen als ein bedürftiges (*epideés*) Wesen geschaffen, damit er gerade wegen dieser Bedürftigkeit genötigt war, *téchnai* zu erfinden: für Nahrung und Bekleidung, speziell für Ackerbau, Weinbau, Gartenbau, Baukunst, Metallurgie u.a., ferner auch Schiffahrt und Steuermannskunst (IV 76). Zugrunde liegt dieser Umdeutung Demokrits im Sinne eines teleologischen Weltbildes die Kulturphilosophie des Stoikers Poseidonios, neben Demokrit und Aristoteles einem der bedeutendsten Universalgelehrten der Antike, der sich besonders um die Rekonstruktion der Kulturentstehung, auch mit den Mitteln empirischer Fragestellungen (u.a. durch ethnologisches Vergleichsmaterial) verdient gemacht hat[7]. Wir finden die *chreía* in der Poseidonischen

[7] Zur Kulturentstehunglehre des Poseidonios vgl. K. Reinhardt, Poseidonios, München 1921, 392 ff.; ders., Art. Poseidonios, in Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. 22, 1, Stuttgart 1953, 805 ff.; S. Blankert, Seneca (epist. 90) over natuur en cultuur en Posidonius als zijn bron, Amsterdam 1941; G. Pfligersdorffer, Studien zu Poseidonios, Wien 1959, 89 ff. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 232. Bd., 5. Abh.); ders., Fremdes und Eigenes in Senecas 90. Brief an Lucilius, in Aspekte der Kultursoziologie.

Umgestaltung auch bei dem Kirchenvater Nemesios von Emesa, der mit seinem Werk "Über die Natur des Menschen" einen der bedeutendsten Beiträge zum Thema auf der Grenze zwischen Antike und Byzanz geleistet hat. Man hat von seinem Werk als dem ersten uns erhaltenen Lehrbuch der Anthropologie gesprochen[8], verstanden in dem hier zugrunde gelegten Sinn einer Philosophischen Anthropologie. Mit Werken einer viel späteren Zeit hat es gemeinsam, daß es in ihm im allgemeinen Sinn um die Stellung des Menschen im Kosmos und um die doppelte Position als Naturwesen und als kulturschaffendes Wesen mit den ihm eigenen Errungenschaften geht, die ihm eine Sonderstellung in der Welt verschaffen. Selbstverständlich handelt es sich bei dieser Schrift nicht um eine eigenständige Leistung. Sie stützt sich auf das einschlägige Material der antiken Tradition, wie es vor allem die Philosophie des 4. Jh., des Hellenismus und der Kaiserzeit bereitgestellt hat, mit einer starken platonischen, vor allem neuplatonischen Komponente. Forschungen aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts haben deutlich gemacht, daß sich der um 400 n. Chr. schreibende Bischof aus der Provinzstadt Emesa vor allem auf den Stoiker Poseidonios, wenn auch vermittelt durch spätere Autoren, stützen konnte, sowohl im Hinblick auf eine stufenartige Konzeption der Natur als auch auf die Stellung des Menschen in diesem großen Zusammenhang: als Mittelglied das Niedere und das Höhere, die sichtbare und die intelligible Welt miteinander verknüpfend[9].

Für unsere Fragestellung wichtig ist die Einordnung der Kultur des Menschen in das kosmische Ganze der Natur. Im Rückgriff auf die klassische Tradition des 5. Jh. wird die kulturschaffende Tätigkeit des Menschen aus dessen körperlichen Bedürfnissen abgeleitet: Der Mensch, wie bei Protagoras im Vergleich mit den Tieren als in hohem Maße durch "Mängel" und ein ausgeprägtes Schutzbedürfnis charakterisiert, schafft sich zum Ausgleich eine Welt der Kultur, die ihm Nahrung, Kleidung und Wohnung bietet, letztere nicht zuletzt auch als Zuflucht vor wilden Tieren

---

Aufsätze zur Soziologie, Philosophie, Anthropologie und Geschichte der Kultur. Zum 60. Geburtstag von M. Rassem, Berlin 1982, 303 ff.

8 Vgl. E. Skard, Art. Nemesios, Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Suppl. VII, Stuttgart 1940, 562 ff.; ders. Nemesios-Studien I, Symbolae Osloenses 15 - 16, 1936- 1937, 23 ff.; II, Symbolae Osloenses 17 , 1937 , 9 ff. Zur Kulturauffassung grundlegend W. Jaeger, Nemesios von Emesa, Berlin 1914, 120 ff.

9 Zu den antiken Stufentheorien, bei deren Fundierung Aristoteles eine entscheidende Rolle gespielt hat, vgl. A. O. Lovejoy, Die große Kette der Wesen. Geschichte eines Gedankens, übers. von A. Turck, Frankfurt a.M. 1993, 72 ff.

(p. 8, 15 ff. Morani). Zu diesem Zweck werden Künste und Wissenschaften (*téchnai, epistémai*) entwickelt. Um der aus ihnen gezogenen Nutzanwendungen (*chreíai*) willen bedürfen die Menschen einander auch wechselseitig. Die gesellschaftlich-politischen Gebilde (*póleis*) dienen dazu, die Bedürfnisse des Lebens (*tas tou bíou chreías*) im Austausch zu befriedigen. Der Mensch ist ein von Natur geselliges (*synagelástikon*) und politisches (*politikón*) Lebewesen (*zóon*). Von Protagoras, Demokrit, Platon und Aristoteles bis zu Poseidonios sind hier wesentliche Grundsätze der antiken Anthropologie in einer nicht sehr spezifischen Weise miteinander verknüpft. Der Mensch verfügt über Intelligenz (*nous*) und Wissenschaft (*epistéme*). Weil ihnen Künste und Wissenschaften durch Ausbildung zuteil werden, erscheinen die Menschen als Wesen, die die Fähigkeit (*dýnamis*) besitzen, Intelligenz und Künste zu erwerben (p. 11, 7 ff. Morani). In diesen Sätzen wird die alte kulturphilosophische Tradition einer genetischen Herleitung der Künste und Wissenschaften befolgt. Diese Ableitung aus spezifischen Fähigkeiten ist bei Protagoras vorgebildet, der die Handwerkskunst (*demiourgiké téchne*) aus einer Befähigung zu technischer Gestaltung (*éntechnos sophía*) erwachsen läßt (Platon, Prot. 321 D)[10], aber auch bei Demokrit, bei dem das Bedürfnis die Künste hervortreibt, weil es sich beim Menschen um ein Wesen handelt, das, wohlveranlagt, über Hände, Rede und Verstand verfügt (bei Diodor I 8, 7)[11].

Der kosmische Zusammenhang, in den der Mensch als Kulturwesen eingeordnet ist, entspricht dem Weltbild des Poseidonios. Die stufenartige Gliederung markiert besonders die Übergänge von den nichtrationalen zu den rationalen Lebewesen, von tierischen Kommunikationsformen zur voll entwickelten, d.h. artikulierten Sprache des Menschen (p. 4, 12 ff. Morani). Dieser ist dafür bestimmt, ein Band (*sýndesmos*) zwischen den Bereichen des Intelligiblen und des Sichtbaren herzustellen: der Mensch, das Lebewesen, das beide Naturen zusammenbindet (p. 5, 4 ff. Morani)[12]. Die teleologische Auffassung, daß das gesamte Universum um des Menschen willen geschaffen sei, wird als Glaubenssatz (*dógma*) der Hebräer

---

[10] Zur Kulturentstehungslehre des Protagoras vgl. R. Müller, Das Menschenbild der sophistischen Aufklärung, 77 ff.

[11] Wie bei Protagoras kann man bei Demokrit von einer Art Naturteleologie sprechen, sofern die spezifischen Anlagen des Menschen die künftige Gattungsentwicklung ermöglichen. Aber erst bei Poseidonios erfolgt die Wendung zu einer zweckhaft planenden göttlichen Pronoia, die die *chreía* zum Instrument macht, um die höhere Entwicklung des Menschen ins Werk zu setzen.

[12] Vgl. Reinhardt, Poseidonios, 343 ff.

bezeichnet (p. 11, 15 ff. Morani), aber in den Einzelheiten mit Argumenten belegt, die uns aus den Poseidonischen Darlegungen in Ciceros Werk "De natura deorum" vertraut sind (p. 13, 1 ff. Morani, vgl. de nat. deor. II 115 ff.)[13].

Auch bei Cicero gipfelt die Partie über die Stellung des Menschen im Kosmos (II 133 ff.) in einem Hymnus auf den Menschen als Kulturschöpfer (II 150 ff.). Für Nemesios dokumentiert sich dessen Adel (*eugéneia*) in einem Wesenszug, über dessen Rolle in der spätantiken Anthropologie noch näher zu sprechen sein wird: der Mensch als "kleiner Kosmos". Der Hymnus auf den Menschen feiert dessen Errungenschaften (*pleonektémata*) in einer Weise, die an ein großes klassisches Vorbild gemahnt, das erste Stasimon der "Antigone" des Sophokles[14]. Der Hymnus gehört zu den großartigsten Texten, die den Menschen als Kulturschöpfer würdigen: Er überquert die Meere; erforscht den Himmel und versteht die Bewegungen der Sterne, ihre Abstände und Maße; eignet sich die Früchte von Land und Meer an; verachtet wilde Tiere und Meeresungeheuer; ist erfolgreich in jeder Wissenschaft, Kunst und Methode; bedient sich der Schrift zur Kommunikation über weite Entfernungen; herrscht über alle Dinge; zieht Vorteil von allem ... (p. 15, 12 ff. Morani). Alle diese Errungenschaften, deren Darstellung in der Tradition der antiken Kulturentstehungslehren ihren Ursprung hat, gehen dann in die religiöse Sphäre der Beziehung zu Gott, den Engeln, den Dämonen fast nahtlos über. In Beantwortung der Frage, bei welchem unmittelbaren Quellenautor Nemesios eine derartige Amalgamierung von heidnisch-antiker und christlicher Tradition finden konnte, wurde in erster Linie an den großen Kirchenlehrer Origenes[15] gedacht. Dagegen hat sich Nemesios für die Verbindung von biologischen und kulturgeschichtlichen Aspekten wohl an einen medizinischen Autor als "Mittelquelle" gehalten: Galen[16].

Poseidonios hat den Gedanken der Bedürftigkeit (*chreía*) in einer für die christliche Anthropologie leicht adaptierbaren Weise umgeformt: Eine göttliche Vorsehung hat den Menschen als bedürftiges Wesen geschaffen, damit sich alle in ihm angelegten Potenzen entfalten können, zunächst die

---

13 Zur Quellenfrage vgl. A.J. Kleywegt, Ciceros Arbeitsweise im zweiten und dritten Buch der Schrift De natura deorum, Groningen 1961, 92 ff.

14 Zur umstrittenen Deutung vgl. R. Müller, Die Konzeption des Fortschritts in der Antike, in: Polis und Res publica, 96.

15 Vgl. Skard, Nemesios-Studien I, 23 ff.

16 Vgl. Skard, Nemesios-Studien II, 9 ff.

technischen, in der Folge auch die künstlerischen und wissenschaftlichen. In der Neuzeit wurde die besondere Rolle der Bedürfnisse bei der Gesellschafts- und Kulturentwicklung in einer anderen, stärker an die materialistischen Ansätze bei Demokrit anknüpfenden Weise in der Politischen Ökonomie und Geschichtsphilosophie der schottischen Schule und in der französischen Aufklärung (u.a. bei den Enzyklopädisten) im einzelnen entwickelt [17].

2.

Von erstaunlicher Wirkung war von der frühen griechischen Philosophie bis weit hinein in das Denken der frühen Neuzeit die Analogie von Mikrokosmos und Makrokosmos. In Ansätzen längst vorhanden im orientalischen und frühgriechischen Weltbild, fand diese eine prägende Formulierung bei Demokrit und dann bei Poseidonios. Der monistische Gedanke der Einheit alles Natürlichen entfaltete sich bei Poseidonios[18] wiederum durch Adaption in das teleologische Weltbild der Stoa. Die atomistische Lehre Demokrits von der materiellen Einheit der Welt, in der auch die menschliche Seele, als materiell aufgefaßt, den allgemeinen kosmischen Gesetzen unterliegt, wird transformiert in eine Konzeption, in der der Mensch (in der spezifischen Form des stoischen Monismus) alles in sich enthält, was den Kosmos ausmacht. Bei dem Bischof Nemesios von Emesa heißt es in seinem Werk "Über die Natur des Menschen" im Anschluß an Poseidonios: "Wer könnte den Adel dieses Lebewesens würdig bewundern, das in sich das Sterbliche mit dem Unsterblichen zusammenbindet und das Vernünftige zusammenschließt mit dem Vernunftlosen, das in seiner Natur das Abbild (*eikón*) trägt der gesamten Schöpfung, weshalb es auch kleiner Kosmos (*mikrós kósmos*), genannt wird" (p. 15, 3 ff. Morani).

Die Beziehungen zwischen dem menschlichen Mikrokosmos und dem natürlichen Makrokosmos waren schon in den Anfängen der griechischen Philosophie gedanklich angelegt. Bei Anaximander begegnen wir der in gewisser Hinsicht verwandten soziomorphen Kosmosvorstellung, nach der zwischen der Ordnung des Kosmos und der der menschlichen Polis eine strukturelle Übereinstimmung besteht. Das kosmische Sein wird von den-

---

17 Vgl. J. Rohbeck, Die Fortschrittstheorie der Aufklärung, Frankfurt a.M. - New York 1987, 109 ff.

18 Zur Geschichte des Gedankens W. Kranz, Kosmos und Mensch in der Vorstellung des frühen Griechentums, Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften Göttingen 1938; R. Allers, Microcosmos from Anaximandros to Paracelsus, Traditio 1, 1944, 319 ff.

selben Regeln einer Gerechtigkeit bestimmt, wie sie in der menschlichen Gesellschaft herrschen (Fr. 1 D.-K.). Auch bei Heraklit wird der Kosmos von der Gerechtigkeit (*díke*) regiert, deren Ausfluß das menschliche Gesetz (*nómos*) ist (Fr. 114 D.-K.). Demokrit wird erstmals die folgenreiche Formulierung zugeschrieben: " Der Mensch ist eine kleine Welt" (*mikrós kósmos*)" (Fr. 34 D.-K.). Diese Form der Weltdeutung bereitet sich nicht nur in der frühen Strukturanalogie von Kosmos und Gesellschaft, sondern auch im Gedanken der materiellen Einheit der Welt vor: Alle Substanzen sind in allen Dingen enthalten, auch der Geist, der den Kosmos lenkt und den Menschen führt (Anaxagoras); Prinzip und Ursubstanz ist die Luft (*aér*), die als göttlicher Geist den Kosmos, als Seele das Leben des Menschen leitet (Diogenes von Apollonia).

Im Platonischen Gedanken der Weltseele und im stoischen Prinzip, die menschliche Seele als Bestandteil der Weltseele zu deuten, sind wesentliche Vorstufen der Poseidonischen Anthropologie zu sehen, die dem Menschen eine zentrale Rolle als Bindeglied zuweist. Als Bürger zweier Welten, des Sinnlichen und des Intelligiblen, bietet er zugleich auch ein Abbild des Kosmos. Poseidonios hat den Gedanken im Anschluß an die Stufentheorie des Aristoteles ausgeführt. Der Mensch enthalte in sich alles, was den Kosmos ausmacht: das Anorganische, die organische Welt der Pflanzen und Tiere, aber auch den Logos, der im Sinne der Stoa zugleich das steuernde Prinzip im Kosmos und im menschlichen Organismus darstellt.

Gregor von Nyssa , einer der großen Kirchenlehrer, hat in seinem Werk "Von der Erschaffung des Menschen" dieser Tradition der Antike eine Stellung zugewiesen, die durch Relativierung und Überbietung gekennzeichnet ist. Es geht um den christlichen Gedanken der Gottebenbildlichkeit des Menschen: "Welche Größe bedeutet es für den Menschen, betrachtet zu werden als Abdruck, als Ähnlichkeit der Welt? Wenn der Himmel und seine Bewegungen, die Erde und ihre Wandlungen sowie alles, was sie umschließen, verschwindet mit dem, was sie enthält? Aber was macht nach der Lehre der Kirche die Größe des Menschen aus? Nicht daß er dem geschaffenen Universum gleicht, sondern daß er geschaffen wurde nach dem Bild (*eikón*) der Natur des Schöpfers "[19].

---

[19] De hominis opificio, c. 16, Migne, Patrologia Graeca, 44, 180 A. Zur Eikonlehre des Gregor von Nyssa vgl. J.B. Schoemann, Gregors von Nyssa theologische Anthropologie als Bildtheologie, Scholastik 18, 1943, 31 ff., 175 ff. Zur Anthropologie Gregors insgesamt W. Völker, Gregor von Nyssa als Mystiker, Wiesbaden 1955, 57 ff.

Bei einem dezidierten Vertreter einer Theologie des Geistes konnte also der Poseidonische Monismus, der die Einheit alles Seienden betont, auch einer relativen Abwertung unterliegen: Der Mensch, verstanden als Mikrokosmos, bedeute nicht viel gegenüber dem Menschen in seiner Gott- ebenbildlichkeit, als deren hervorragendster Träger sich der Nous erweist. Von Gregor von Nyssa, einem der herausragenden Theologen des 4. Jh., wird im Folgenden noch ausführlicher die Rede sein. Bei ihm bereitet sich in der Betonung der Sonderstellung des Menschen, die diesen aus allen nur natürlichen Zusammenhängen heraushebt, auch jene Wendung vor, die der Renaissancephilosoph Pico della Mirandola 1486 in seiner Schrift "De dignitate hominis" vollzogen hat: die Auffassung vom Menschen als Abbild des Kosmos einerseits aufzunehmen und andererseits zu überbieten: Der Mensch nimmt im Kosmos eine einzigartige Stellung ein. Er allein hat die Freiheit, sein eigenes Geschick zu wählen. Er allein kann seine Stellung im Weltganzen in freier Entscheidung über sein Handeln selbst bestimmen[20].

3.

Eine große Spannweite möglicher Entscheidungen in Anknüpfung an extrem unterschiedliche Konzeptionen der Antike zeigt sich in der Beurteilung der Sonderstellung des Menschen auf dem Wege des Mensch-Tier-Vergleiches. Im Denken vom 5. Jh. bis in den Hellenismus waren die unterschiedlichen Positionen in dieser Frage von weltanschaulichen Vorentscheidungen fundamentaler Art bestimmt. Das teleologisch-anthropozentrische Weltbild der Stoa, für uns schon bei dem Sokratesschüler Xenophon in großen Umrissen greifbar (Memorabilien I 4, 5 ff., IV 3, 3 ff.), bildete für Konzepte einer christlichen Anthropologie eine geeignete Folie und Fläche eigener Projektionen: Das ganze kosmische Geschehen ist zum Besten des Menschen eingerichtet. Eine planvoll wirkende göttliche Vorsehung hat ihm die aufrechte Haltung, die Vernunft, die Sprache, die Hand verliehen, die ihn befähigen, diesem Anspruch gerecht zu werden. Wenn Struktur und Funktion des menschlichen Organismus zum Beweis der herausragenden Stellung des Menschen in der Schöpfung dienen, um ihn als deren Krone und Gegenstand höchster göttlicher Fürsorge zu erweisen, so spielt dabei gerade auch die menschliche Hand eine bedeutsame Rolle.

---

20 Zu Pico della Mirandola vgl. E. Cassirer, Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance, Leipzig 1927, 88 ff.; zu den patristischen Einflüssen auf Pico E. Garin, La "dignitas hominis" e la letteratura patristica, La Rinascita 1, 1938, 102 ff.

Das Nachdenken über die Hand hat eine lange Vorgeschichte im Rahmen der klassischen Kulturentstehungslehre seit dem 5. Jh. v.Chr.[21]. In frühen Theorien erscheint der Mensch nach seiner rein körperlichen Ausstattung gegenüber vielen Tieren als benachteiligt. Die Mängel werden ausgeglichen und überkompensiert durch die logosbedingten technischen Fähigkeiten. Dieses bekannte Bild vom Menschen als "Mängelwesen", auch in der Philosophie der Aufklärung rezipiert und vor allem von Herder aufgenommen[22], war auf früheren Stufen der Wissenschaftsentwicklung in gewissen Grenzen geeignet, bei historisch-genetischen Erklärungsversuchen des Menschen als Kulturwesen eine Art geistige Hilfskonstruktion zu bieten. Seine Übertragung in moderne anthropologische Kategorien (eine relativ unspezialisierte physische Ausstattung mit dem charakteristischen Mangel an Spezialanpassungen, verbunden mit einer geringen instinktiven Eingebundenheit) kann in ihrer grundsätzlichen Problematik hier nicht erörtert werden [23].

Für unseren Zusammenhang interessant ist die unterschiedliche Art, in der die Funktion der menschlichen Hand im Gesamtorganismus (d.h. in ihrer Beziehung zur menschlichen Intelligenz) aus den nichtteleologischen bzw. teleologischen Grundauffassungen heraus interpretiert und zum Gegenstand der Polemik wurde[24]. Hatte Anaxagoras, der Philosoph des 5. Jh., erklärt, daß der Mensch das klügste Lebewesen sei, weil er Hände habe, so wandte Aristoteles dagegen ein : "...daß er Hände bekam, weil er das klügste Lebewesen ist. Die Hände sind nämlich ein Werkzeug; die Natur teilt immer wie in kluger Mensch jedes Ding dem zu, der es zu gebrauchen vermag" (Über die Teile der Tiere IV 10, 687a 7 ff.). Bemerkenswert ist die anthropomorphe Form der Naturauffassung, in der Aristoteles hier im Sinne seines teleologischen Weltbildes der wechselseitigen Bezogenheit von anatomischer Struktur des Menschen und seiner Intelligenz Ausdruck verleiht.

Das Lob der Hand begegnet uns in Ciceros "De natura deorum" in den bereits erwähnten Ausführungen über die kulturschaffende Kraft des

---

21 Vgl. R. Müller, Antike Theorien über Ursprung und Entwicklung der Kultur, Das Altertum 14, 1968, 72 f; K. Gross, Lob der Hand im klassischen und christlichen Altertum, Gymnasium 83, 1976, 423 ff.

22 R. Müller, Die Bewertung der Arbeit bei Herder und die antike Kulturtheorie, in: Beiträge zum Menschenbild der deutschen Klassik, Collegium Philosophicum Jenense, Heft 2, Weimar 1978, 121 ff.

23 R. Müller, Der Mensch in der antiken Evolutionstheorie, in: Menschenbild und Humanismus der Antike, Leipzig 1980, 50 f.

24 Ebenda, 51 ff

Menschen (II 150 ff.), gestützt auf die Anthropologie des Poseidonios. Seinem auf die wechselseitige funktionale Bezogenheit von Händen und Intelligenz gerichteten Denkansatz (durch die aufrechte Haltung Freiwerden der Hände für die technische Kunstfertigkeit des Menschen) hat der Stoiker Poseidonios nun freilich eine besondere Wendung gegeben. Sie reicht an heute aktuelle Fragen heran: die Erkenntnis, daß es beim Menschen bestimmter Voraussetzungen für die Ausbildung der Lautsprache in Gestalt anatomischer Veränderungen der Organe der Lautbildung bedurfte[25]. Es handelt sich um einen der Fälle, wo uns subtile Konsequenzen antiken Nachdenkens über Grundfragen der psychophysischen Organisation des Menschen nur auf dem Wege über die Tradition durch einen philosophisch und wissenschaftlich kompetenten, das Erbe der Antike mit Sachverstand und Enthusiasmus rezipierenden Kirchenvater bekannt werden: Gregor von Nyssa[26].

Den Ausgangspunkt bildet der Gedanke des Poseidonios, daß zwischen dem Logos des Menschen und seiner körperlichen Struktur ein Prinzip der Entsprechung bestehe (worauf letztlich bereits Aristoteles abzielte), gegründet auf die wechselseitige Anpassung der Organe. In der Form der Entlastung des Mundes für die artikulierte Lautsprache erhält die wechselseitige Bezogenheit den Sinn , daß die Hand mitwirkt bei der sprachlichen Artikulation des Logos (*synergeí te ekphonései tou lógou*), dessen Primat und Superiorität für den teleologischen Denker Poseidonios Ausgangspunkt aller Überlegungen ist[27]. Es verdient unsere Aufmerksamkeit,

---

25 Vgl. F. Klix, Erwachendes Denken. Eine Entwicklungsgeschichte der menschlichen Intelligenz, Berlin 1985, 100 f. Natürlich unterscheiden sich die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft im einzelnen grundlegend von den Spekulationen des antiken Philosophen.

26 De hominis opificio, c. 8, Migne, Patrologia Graeca, 44, 148 D f. Vgl. K. Reinhardt, Art. Poseidonios, Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. 22, 1, Stuttgart 1953, 723 ff.

27 "Wenn der Mensch keine Hände hätte, wären zweifellos wie bei den Vierbeinern die Teile des Gesichts angepaßt an das Bedürfnis der Ernährung. Die Form seines Gesichts wäre länglich und würde zu den Nasenlöchern hin dünner; die Lippen würden vorstehen, rauh , hart und dick, um für das Abreißen der Pflanzen geeignet zu sein. Außerdem würde die Zunge nicht so zwischen den Zähnen liegen, wie wir sie haben. Sie wäre fleischig, hart, rauh, fähig, die Zähne dabei zu unterstützen, die Nahrung zu kauen; oder feucht und weich gegen die Seiten des Mundes hin wie die der Hunde und der anderen Fleischfresser, die in den Zwischenräumen zwischen den gezackten Zähnen läuft. Wenn also unser Körper der Hände beraubt wäre, wie könnte er dann eine artikulierte Sprache hervorbringen, wenn die Teile des Mundes nicht eine Form hätten, die dem Bedürfnis der Lautbildung genügend angepaßt ist ? Der Mensch könnte nur blöken, meckern, bellen, wiehern oder Schreie hervorbringen, die ähnlich denen der

worauf die tiefe Affinität zwischen der Weltsicht des Stoikers und der Anthropologie des christlichen Theologen Gregor von Nyssa besteht. Der Nous als vornehmster Träger der Gottebenbildlichkeit des Menschen hat in dessen Theologie auch eine anthropologisch zentrale Stellung. Er durchdringt den ganzen Körper und organisiert das Funktionieren seiner Organe. Der Gedanke der Wechselseitigkeit, der sich bei Poseidonios als heuristisch so fruchtbar erwies, findet sich nun im Rahmen einer theologischen Anthropologie.

4.

Generell wollen wir zum Schluß noch einmal auf die weitreichenden Folgen hinweisen, die die Rezeption von Gedanken der antiken Anthropologie in der Neuzeit gehabt hat. Zwei Stationen dieses Prozesses der Aufnahme und der grundlegenden Neugestaltung möchten wir herausheben : Renaissance und Aufklärung. Pico della Mirandolas Rede "De dignitate hominis", die man als eine Art Grunddokument des Renaissancedenkens bezeichnet hat, bedeutend in der Aufnahme antiken Gedankengutes und umwälzend in der Überwindung tradierter Denkmuster, knüpfte, wie die Forschung längst erwiesen hat, bei der Rückwendung zur Antike in vielen Fällen an die christlich geprägte Anthropologie der Patristik an. Dagegen griff die Aufklärung überwiegend unmittelbar auf das Gedankengut der Antike selbst zurück, in einem Ausmaß und mit einer Intensität, die manchmal in Erstaunen versetzen. Freilich war es, wie meist in der Rezeptionsgeschichte, nicht eine passive Aufnahme, sondern ein Weiterdenken auf der Grundlage neuer Fragestellungen und neuer Mittel empirischer Forschung, die dann den Weg ins 19. Jh. und in die Gegenwart wiesen.

Ochsen oder der Esel sind, oder ein Brüllen wie von wilden Tieren ausstoßen. Aber da in Wirklichkeit die Hand dem Körper beigegeben ist, hat der Mund die Muße (d.h. ist dafür frei), dem Logos zu dienen".

Erich Sommerfeld

Copernicus und die Katoptrik. Licht und Schatten im Leben des Astronomen

Der Domherr Nicolaus Copernicus war als Doktor des Kirchenrechts von Beruf ein Verwaltungsfachmann des Bistums Varmia/Ermland; zusätzlich wirkte er als weithin angesehener Arzt nicht nur im Domherrenkollegium, sondern auch zum Wohl von Bischöfen und Staatsmännern. Astronomie und Mathematik waren die Forschungsgegenstände, denen er in den freien Stunden seine ganze geistige Kraft widmete. Unabdingbare Hilfsmittel waren dabei Fertigkeit im Zeichnen sowie gute Kenntnis von Sprachen, besonders der beiden „alten". Erhalten ist das von ihm benutzte griechisch-lateinische Wörterbuch vom Jahre 1500, das er in Italien erstand. Den Namen des Eigentümers setzte er in Griechisch hinein, mit dem Akzent auf der ersten Silbe, was weder in dieser Sprache noch im Polnischen machbar ist (Κόπφερνικ).

Von seinen Sprachkenntnissen machte Copernicus nach seiner Heimkehr aus Italien einen bemerkenswerten Gebrauch:

Er übersetzte die „Sittlich-ländlich-erotischen Briefe" des Theophylaktos Simokattes, eines byzantinischen Schriftstellers des 7. Jahrhunderts, ins Lateinische und ließ das Büchlein 1509 bei Johannes Haller in Krakau/Kraków drucken - mit einer Widmung an Lukas Watzenrode - seinen Onkel mütterlicherseits. Dieser war der Bischof des Ermlandes und hatte seinen beiden Neffen nach dem frühen Tod des Vaters (1484?) eine gediegene Ausbildung zukommen lassen und für ihren Lebensunterhalt durch die Aufnahme in das Domherrenkollegium gut gesorgt. Seine Erwartung, daß der ältere der beiden Koppernigk-Söhne, Andreas, ihm im Bischofsamt folgen werde, war durch die Lepraerkrankung zunichte geworden, die dieser sich in Italien zugezogen hatte. Es liegt nun die Vermutung nahe, daß Nicolaus Copernicus auf humanistische Weise seinem herrischen Oheim bedeuten wollte, er sei weder geneigt noch geeignet, an die Stelle des Bruders zu treten.

Vom Geist der Renaissance beseelt und ihn durch eigene Leistung auszufüllen und zu vertiefen bestrebt, wagte er unter dem Eindruck der italienischen Malkunst, sein Selbst zeichnerisch zu erfassen und wiederzugeben,

was für einen Kleriker unerhört war. So entstand im Frühjahr 1498 in Bologna das Jugend-Selbstbildnis des Fünfundzwanzigjährigen: eine Bleistiftzeichnung, die 1509 von Lucas Cranach d.Ä. im Auftrage zu einem (seitenrichtigen) Gemälde verarbeitet wurde. Die Bleistiftzeichnung selbst ließ Copernicus im Jahre 1541 von dem Nürnberger Stecher Jenichen zu einer Radierung verarbeiten, bei der die bei einem Selbstbildnis naturgemäße Seitenverkehrung beibehalten ist. Von den Abzügen dieser Radierung ist nur einer erhalten. Er befindet sich, zusammen mit einem Abzug des Alters-Selbstbildnisses, im Czartoryski-Archiv in Kraków.

Aus welchem Grund Copernicus die Radierung anfertigen ließ, ist leicht zu ersehen, wenn man die Lebensumstände des Astronomen in diesem Zeitraum ins Auge faßt: Als Arzt wußte er, daß ihm angesichts fortschreitenden linksseitigen Muskelschwunds nicht mehr viel Zeit verblieb. Deshalb traf er Vorsorge, daß man in sein in Nürnberg im Druck befindliches astronomisches Hauptwerk „De Revolutionibus" sein Selbstbildnis eindrucken könne, falls er vor dessen Erscheinen ableben sollte.

Die Rechnung ging nicht auf, denn er verschied an dem Tag (04.06.1543), an welchem ihm ein Exemplar des ausgedruckten Buches überbracht wurde.

Also blieb die Auflage ohne Bildnis, und zwar ohne die Radierung des Alters-Selbstbildnisses, das der Astronom im Sommer des Jahres 1542 angefertigt hatte, vielleicht deshalb, weil ihm das Jugendbild unangemessen erschien, weil es seitenverkehrt war und weil er sich entschlossen hatte, dem Beschauer der Zeichnung einen umfassenden Eindruck von seinem körperlichen und seelischen Zustand zu vermitteln. Es sind drei Abzüge dieser neuen Radierung erhalten, die sich Astronomen, die dem Meister nahestanden, in ihr Exemplar von dessen Buch einlegten oder - klebten.

Den Anstoß zu diesem Altersbild dürfte ein Büchlein gewesen sein, das ihm der Wittenberger Mathematikprofessor Erasmus Reinhold aus Saalfeld im Frühling 1542 zukommen ließ. Es handelt sich um das Planeten-Lehrbuch von Georg Peurbach (15.Jh.), das viele Auflagen in mehreren Ländern Europas erlebte. Reinhold hat den Neudruck des Werks bei Johannes Luft in Wittenberg betreut und als Verfasser des Kommentars an zwei Stellen des Buches auf das umwälzende, im Druck befindliche Hauptwerk des Copernicus verwiesen und den Verfasser einen zweiten Ptolemäus genannt, der diesmal aus Preußen komme. Reinhold vermied es, den Autor zu nennen; denn in Wittenberg wirkten Luther und

Melanchthon, Gegner des Astronomen wegen dessen Mißachtung des biblischen Weltbildes.

Die schöne literarische Geste des Wittenberger Kollegen gehört zweifellos zu den wenigen Freuden seines Alters. Wie auch der historische Glücksfall, daß sich der junge Mathematikprofessor an der Universität Wittenberg, Georg Joachim, genannt Rheticus („der aus Rätien") 1539 zu Copernicus begab und diesen zur Veröffentlichung seines astronomischen Hauptwerks bewog und ihm dabei jede ideelle und materielle Hilfe leistete, Dazu gehörte nicht zuletzt die Besorgung des Drucks wie auch der Herstellung der Radierungen aus den beiden Selbstzeichnungen des Copernicus durch den Kupferstecher Jenichen. Beides erfolgte in Nürnberg (1541/42).

Von Krankheit war schon die Rede. Sie veranlaßte Copernicus im Spätsommer 1540, beim Papst um die Ernennung eines Koadjutors, also eines Gehilfen und Amtsnachfolgers, einzukommen. Nach einem nochmaligen Vorstoß bei der Kurie Anfang März 1542 wurde im Juni des Jahres dem Antrag auf Pensionierung des 69Jährigen entsprochen, wegen dessen „hohen Alters und zahlreicher Krankheiten, die ihm die Ausübung seines Amtes unmöglich machen". Wenige Wochen vor Weihnachten erfolgte der Hirnschlag mit Lähmung der linken Körperhälfte.

Die seelische Belastung dürfte auch nicht gering gewesen sein. Es begann damit, daß der Kleriker Johannes (Flachsbinder) Dantiscus, ein Jugendfreund, in die ermländische Kirchenpolitik eingriff. Nach einer bewegten Zeit im kirchendiplomatischen Dienst, der ihm den Titel „Freß- und Saufkönig Spaniens" und eine iberische Tochter einbrachte, die er viele Jahre lang finanziell versorgte, war er in reiferen Jahren Bischof von Kulm (Chelmno) geworden.

Es ist vielsagend, daß Copernicus und sein Freund Felix Reich, Domherr und bischöflicher Notar, den Umgang mit dem inzwischen zum Bischof von Ermland aufgestiegenen Kirchenmann tunlichst zu meiden suchten. Dantiscus war allerdings eifriger Verfechter der königlichen Politik gegenüber dem Ermland, die auf eine Polonisierung des Frauenburger Domkapitels abzielte. Diese Haltung ist im Zusammenhang mit den Anstrengungen des Königs Sigismund I. zu sehen, dem polnischen Reich eine polnische Ostseeküste zu sichern. Dantiscus war aber auch ein Muster von Frömmelei und Heimtücke, wie sich bald zeigen sollte, als er sich anschickte, seine Gegner im Kreis der Domherren auszuschalten. Es

ging schließlich dabei nicht zuletzt darum, ein Übergreifen des Protestantismus auf sein Bistum zu verhüten.

Gegen Ende des Jahres 1538 schlug Dantiscus unversehens zu: Über Felix Reich erteilte er Copernicus einen „väterlichen Verweis" und forderte von ihm die Entfernung seiner Haushälterin aus dem Dienst, und zwar noch vor Weihnacht. Anna Schilling war die Tochter des Thorner Münzmeisters Matz Schilling und eine entfernte Verwandte des Astronomen. Sie war eine gebildete Frau, seine Lebensgefährtin und treusorgende Stütze seines Alters. Der Bischof diffamierte und verfolgte sie noch nach dem Tode ihres Freundes.

Kurz darauf beauftragte er den Notar Reich mit der Einleitung des kirchenrechtlichen Verfahrens gegen seinen Freund und zwei weitere Frauenburger Domherren wegen des gleichen Delikts. Felix Reich bot all sein juristisches Können auf, zog alle Register im Aufdecken prozeßbehindernder Formfehler und in der sorglichen Ermahnung seines Bischofs, nur ja alle Formalitäten der Prozeßordnung strikt einzuhalten, - und starb.

Damit war die bischöfliche Säuberungsaktion wenn schon nicht gescheitert, so doch vertagt. Aber da war ja noch eine kleine, aber eifrige Schar deutsch-polnischer Zuträger, die ihrem Bischof unermüdlich, bis in das Jahr 1541 hinein, den Astronomen scheinbar belastendes Material lieferte. Tiedemann Giese, Sproß des durch den Maler Holbein bekannten Danziger Kaufherrn, Bischof von Kulm und Freund des Astronomen, wirkte den Intrigen mit diplomatischem Geschick entgegen, so daß die Arbeit der beiden Gelehrten an der Druckfassung des Buchmanuskripts der „Revolutiones" ungestört zu Ende geführt werden konnte. In diesem Ringen um die wissenschaftliche Wahrheit gab es also - wie üblich - zwei Lager. In dem einen standen die, welche die neue astronomische Lehre und ihren Schöpfer zu diskreditieren trachteten und sich dazu auch literarisch-theatralischer Mittel bedienten, wie das für Danzig bezeugt ist.

In dem anderen Lager standen Mathematiker und Astronomen, humanistische Gelehrte, Philosophen, aber auch die römische Kurie und Staatsmänner. Zu den letzteren zählt besonders der Hohenzoller Albrecht von Brandenburg-Ansbach, der zum mächtigen Beschützer des Astronomen wurde. Er war der letzte Hochmeister des Deutschen Ritterordens auf ostpreußischem Gebiet und wandelte 1525, als er von Kaiser und Papst allein gelassen war, den katholisch-geistlichen Ordensstaat auf Anraten Luthers in ein weltlich-protestantisches Herzogtum um. Dadurch wurde aus dem

Kommandeur einer verkommenen Meute von Raubrittern ein fürstlicher Lehnsmann seines Onkels - des polnischen Königs Sigismund des Alten.

Im Januar 1541 bezichtigte der Frauenburger Dompropst, Paul Plotowski, Copernicus der Ketzerei und setzte für die Beweisführung einen Termin nach Ostern an. Da erbat sich Herzog Albrecht Anfang April vom Frauenburger Kapitel die medizinische Hilfe des Copernicus für einen erkrankten Hofbeamten, holte den Domherrn nach Königsberg und entließ ihn erst Anfang Mai wieder nach Frauenburg. Der Termin für die Anklage war somit verstrichen, und der für den Monat Juni festgelegte nächste Zeitpunkt entfiel ebenfalls. Der Herzog hatte sich nämlich mit dem Bischof inzwischen schriftlich verständigt, und so blieb Copernicus bis zu seinem Ende vor Nachstellungen sicher. Vermutlich hatte der Herzog das Königsberger Asyl für den Astronomen angeboten; die diesbezüglichen beiden Schreiben der Kontrahenten wurden offenkundig später aus dem Schriftwechsel entfernt.

Das Alters-Selbstbildnis

Anfang Juni 1542 hatte Copernicus sämtliche mit dem Druck seines Hauptwerks verbundenen Arbeiten abgeschlossen und die letzten Schriftstücke auf den Weg nach Nürnberg gebracht, wo Rheticus für ihn tätig war. Damit dürfte er sicherlich zugleich auch seine astronomischen Forschungen überhaupt eingestellt haben, wenn man seinen damaligen Gesundheitszustand berücksichtigt. Diese Vermutung wird zweifellos gerechtfertigt, wenn man seine zweite und letzte zeichnerische Selbstdarstellung aufmerksam betrachtet und sie noch dazu mit dem Jugendbild vergleicht.

Copernicus traf rechtzeitig in den Tagen vor dem 11. (!) Juni sorgfältige Vorbereitungen für die Anfertigung der Zeichnung, die dieses Mal aus gewichtigem Grund auch Ort, Raum, Licht und Schatten wiedergeben sollte.
Es ist anzunehmen, daß er schon vor dem genannten Termin die Graphik bereits so weit fertiggestellt hatte, daß nur noch die Schattierung vorzunehmen war. Auch die Aufstellung des Spiegels ist so erfolgt, daß er nur einen Teil des durch das Fenster einflutenden Lichts auffängt und zurückwirft. Bei der Räumlichkeit handelt es sich, wie Verf. 1980 in Frombork feststellte, um ein Zimmer im ersten Stock des Wohnhauses des Astronomen, das außerhalb der Ringmauer des Domes steht. Man erkennt eine Zimmerecke und die Rück- und Seitenwand sowie das nach Südosten

weisende Fenster mit dem Ausblick auf eine sommerliche Landschaft mit Feldcharakter, die sich über die Jahrhunderte kaum verändert hat. Wir sehen ferner deutlich am Oberkörper des Astronomen die Auswirkung des Muskelschwunds, beginnend vom Hals (Schrägzug des Hemdkragens!) und fortlaufend über Schulter und Arm bis hin zu linken Hand. Am rechten Oberarm lehnt das bereits beschriebene Buch, von der Linken gehalten und mit dem Daumen am Einband.

(Verf. hat dieses Buch kürzlich in der Czartoryski-Bibliothek in Kraków aufgespürt. Es befindet sich in der Raritätenabteilung und trägt auf der Titelseite den handschriftlichen Vermerk „Ex libris Nicolai Copernici". Es war den Forschern bisher nicht bekannt.)

Daß man bisher nicht nach diesem Buch geforscht hat, hängt mit der Mißachtung der Selbstbildnisse des Copernicus zusammen, die von der Fachwelt als solche nicht anerkannt und für Produkte dilettantischer Graphiker gehalten wurden. Ferner erschien es bislang der Fachwelt unmöglich, die Verteilung von Licht und Schatten auf der Radierung von 1542 zu erklären. Grundsätzlich löst sich dieses Problem zwar durch die Einsicht, daß man es mit einem Autograph zu tun hat, doch kann ein Maler oder Kunstwissenschaftler mit einem schrägen Schatten, der zu einem senkrechten Objekt gehört und dazu noch über Teile dieses Objekts hinwegstreicht, schwerlich einverstanden sein.

Hier hilft eine Rekonstruktion des copernicanischen Umgangs mit dem Spiegel. Verf. verwendete dazu einen offenen Schuhkarton, einen Rundstab und einen eckigen Handspiegel. Mit Hilfe des Sonnenlichts oder einer starken Lichtquelle erzeugt man einen Schlagschatten hinter dem Stab. Dann wirft man mit dem senkrecht und mit Abstand hinter dem Stab postierten Spiegel den Lichtstrahl geradlinig zurück: man erhält einen zusätzlichen Schatten „nach vorn", also vor dem Stab. Dreht man nun den Spiegel mäßig um seine Längsachse nach rechts (oder links), so wird nunmehr ein weiterer Schatten nach vorn erzeugt, der mit seinem Vorgänger parallel läuft. Er ist das Spiegelbild des Stabes, und wird ebenfalls „nach vorn" geworfen. Behält man diese Position bei und dreht den Spiegel zusätzlich noch um seine Querachse „nach hinten", dann hat man die auf dem Selbstbildnis vorhandene, gewollte Situation geschaffen: der erste Vorderschatten endet in der Zimmerecke, sein paralleler Nachfolger erscheint schräg auf der hellen Seitenwand.

Abb. 1: Radierung mit Buch, vermutlich von Jenichen nach dem Selbstbildnis von 1542 gefertigt; Kraków.

Kehren wir zum Zweck des Copernicus zurück: er will die Sonnenhöhe, damit also auch den Einfallswinkel ermitteln für den Zeitpunkt des Tages, an dem das Sonnenlicht genau aus südöstlicher Richtung durch das Südostfenster seines Zimmers einströmt.

Durch das oben geschilderte Projektionsverfahren hat er den gesuchten Winkel ablesbar gemacht: die senkrechte Linie der Zimmerecke, von Copernicus durch die Rechtsdrehung des Spiegels deutlich markiert, ist die um 90 Grad gewendete Grundlinie des Einfallswinkels, während die linke „Kante" des Schrägschattens, mit der Grundlinie zum Schnitt gebracht, die Sonnenhöhe anzeigt. Letztere ist dann ermittelt, wenn durch das Zurückklappen des Spiegels das ein- und das ausströmende Sonnenlicht miteinander verschmelzen, Ein- und Ausfallwinkel also gleich sind.

Copernicus hat sich mit seinem Meßverfahren der schon in altgriechischer Zeit entwickelten KATOPTRIK, der Lehre vom Spiegel und der Reflexion, bedient. Sie beruhte auf praktischer Erfahrung und konnte bis zu einem gewissen Grade auch theoretisch untermauert werden. Noch im sechsten nachchristlichen Jahrhundert wurde in Byzanz über diesen Zweig der Physik ein zusammenfassendes Werk verfaßt.

Was veranlaßte Copernicus zu diesem technischen Aufwand? Effekthascherei mit der Vorführung astronomischer Technik zu betreiben, liegt dem Charakter des Astronomen gänzlich fern, wie dies sein sachlicher Ernst in allen wissenschaftlichen Fragen und den praktischen Handlungen des täglichen Lebens und Wirkens beweist.

Der Grund für sein Verhalten liegt darin, daß zeit seines Lebens die Berichtigung des Julianischen Kalenders zur Debatte stand, der inzwischen nach 15 Jahrhunderten 10 Tage hinter der astronomischen Wirklichkeit zurückgeblieben war. Folglich konnte Copernicus keine Datierung im üblichen Sinn vornehmen, da sie historisch falsch sein könnte. Erst im Oktober 1582 führte Papst Gregor XIII. den nach ihm benannten Kalender ein, also 39 Jahre nach dem Tode des Astronomen. Diesem blieb folglich nur ein Weg zu einer richtigen Datierung: der astronomische. Er selbst war, wie alle führenden europäischen Mathematiker-Astronomen, von der römischen Kurie zur Mitarbeit an der Lösung des Problems aufgerufen worden. Sein wissenschaftliches Ansehen war bereits im Jahre 1500 so groß, daß er im März dieses Jahres in Rom vor Studenten und Fachleuten astronomische Beobachtungen durchführen durfte.

Und im November 1508 gestattete Papst Julius II. dem Gelehrten, sich noch zwei weitere Pfründen, also arbeitsfreie kirchliche Einkommen, zu beschaffen. Copernicus machte von dieser Möglichkeit, seine Diäten zu erhöhen, aber keinen Gebrauch. Im Gegenteil: er verzichtete 1538 auf eine solche Pfründe, die er seit 1503 in Breslau besessen hatte.

Copernicus wählte nun für die Fertigstellung seines Ebenbildes zwangsläufig den einzigen Tag, für den es keinen Doppelgänger gibt: den Tag der (Sommer-)Sonnenwende, damals der 11. Juni, der seit 1583 dann der 21. Juni sein sollte. Um diese Terminwahl der Nachwelt gegenüber zu belegen, ermittelte er an diesem 11. Juni den Sonnenstand. Das mußte in der Morgenfrühe geschehen, weil eine solche Messung, die ja von einer sitzenden Person durchgeführt werden mußte, zu einer späteren Tageszeit aus räumlichem Grunde nicht möglich war. Der von ihm ermittelte Höhenwinkel beträgt ungefähr 20 bis 30 Grad, und das deutet auf eine Tageszeit von etwa 7 - 8 Uhr morgens hin.

Eine fachmännische Verifizierung des hier Behaupteten ist dringend erforderlich, und zwar am besten an Ort und Stelle! Somit könnten dann sicherlich auch die hier genannten Daten für Winkel und Uhrzeit (nach Korrektur) leicht auf die Mittagshöhe „hochgerechnet" werden. Nach der Feststellung des Tages ist nun noch das Jahr zu belegen. In der handschriftlichen Urfassung der „Revolutiones", die sich im Besitz von Rheticus befand und die bis ins 17. Jahrhundert mehrfach weitergereicht worden ist, befindet sich auch - lose eingelegt - eines der drei überlieferten Exemplare der sogenannten „Radierung mit dem Buch". Jan Amos Komenský (Comenius), der seit 1614 Besitzer der Handschrift war, hatte auf dem Blatt lateinisch vermerkt: „im 70. Lebensjahr". Das beweist, daß das Entstehungsjahr des Altersbildes unter Gelehrten bekannt war. Das nunmehr wiederentdeckte Buch, welches Erasmus Reinhold dem hochgeschätzten Kollegen 1542 als Geschenk übersandte, machte es uns nachträglich möglich nachzuweisen, daß diese Datierung richtig ist. Denn Copernicus zeichnete ebendieses Buch in sein Selbstbildnis ein, um auf diese Weise die Jahreszahl 1542 zu markieren.

Benutzte Literatur

Biskup, Marian: Regesta Copernicana (Studia Copernicana VIII) Wrocław 1973

Czartoryski, Pawel: The library of Copernicus,:in: Studia Copernicana XVI, Wrocław 1978S. 355 - 396

Prowe, Leopold :Nicolaus Coppernicus, 2 Bde., Berlin 1883/84

Sommerfeld, Erich: Die Geldlehre des Nicolaus Copernicus, Berlin u. Vaduz 1978

Ders.: Die Selbstbildnisse des Nicolaus Copernicus. Mitteilungen der Archenhold-Sternwarte Berlin-Treptow, Band 6, 1981, Nr. 134

Zinner, Ernst: Entstehung und Ausbreitung der Copernicanischen Lehre, Erlangen 1943 (Sitzungsberichte der Physik.-med. Soz. zu Erlangen, Bd. 74)

Siegfried Wollgast

Nicodemus Frischlin - ein junger Müntzer? Zu einem Disput

Mein Thema stimmt wahrlich nicht mit dem des Kolloquiums überein. Aber aktuelle Fragen zu Byzanz und Neugriechenland vermag ich nicht darzustellen. Das Thema des Kolloquiums steht jedoch auch unter der Forderung nach interdisziplinärer Kooperation. Und dieser will ich mich hiermit stellen.

Dies auch aus Respekt vor Johannes Irmscher, den ich jetzt wohl an die 35 Jahre kenne. Auf vielen Tagungen sind wir uns begegnet. Und er hat in dieser Zeit häufig auf solchen das Wort genommen, die meinem Fachgebiet gewidmet waren. Seine Beiträge waren stets für alle ein Gewinn, auch für mich. Dies ob ihrer Sachkundigkeit und weil sie vom Anliegen der Interdisziplinarität geprägt waren. J. Irmscher mag es vielleicht nicht selbst sagen, aber m. E. gilt gerade auch für ihn: Progressus discipulorum gloria est magistrorum.

Nun zu meinem Thema.

Martin Luther hatte 1527 formuliert: "Der Müntzer ist todt, aber sein Geist ist noch nicht ausgerottet."[1] Für die Richtigkeit dieser Feststellung steht die Wirkung von Ideen Thomas Müntzers im 16. und 17. Jahrhundert. Ob dabei die festzustellenden Ideen direkt auf Müntzer fußen, möchte ich jedoch bezweifeln. Müntzer steht in einer Traditionslinie, und sie wird in der Folgezeit fortgesetzt. Es geht also nicht allein um die Person Müntzers, sondern um diese Traditionslinie. Sie ist noch heute soweit verschüttet, daß sich höchstens ihre Konturen erahnen lassen. In diesen Bereich gehört auch Nicodemus Frischlin.

---

1 Vgl. Max Steinmetz: Das Müntzerbild von Martin Luther bis Friedrich Engels, Berlin 1971, S. 15-36 (Leipziger Übersetzungen und Abhandl. zum Mittelalter, Rhe B, Bd. 4). In: Martin Luther: Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 58, T. 1, Weimar 1948, S. 255-257 sind die Quellen für alle Äußerungen Luthers zu Th. Müntzer - außer den Briefen - zusammengestellt. Zum ff. auch: Siegfried Wollgast: Frischlin als junger Müntzer? Zu einer Polemik, in: Protokoll der Frischlin Tagung, Tübingen (in Druck).

Der württemberger Pastorensohn N. Frischlin[2] wurde 1547 in Erzingen (Kreis Balingen) geboren. Nach dem Studium wurde ihm 1568 in Tübingen eine außerordentliche Professur übertragen. Ein Ordinariat erhielt der begabte Poet, 1577 zum poeta laureatus gekrönt, nie. Die lateinische Sprache war dem Neuhumanisten Frischlin ebenso geläufig wie die griechische. Neid und fachliche Rivalität umgaben den Begabten, mangelhaft Besoldeten, der eigene Lehrbücher des Lateinischen vorlegte. Dabei erklärte er die des Philipp Melanchthon und vor allem die seines Lehrers Martin Crusius (1526-1607) für unzweckmäßig, fehlerhaft, nicht durchdacht. Frischlins lyrisches Werk umfaßt 22 Bücher Elegien und drei Bücher Oden nebst Epigrammen u.a. Zahlreiche Dramen hat er verfaßt, sein Herzog schätzte ihn lange. Doch seine Gegner brachten Frischlin mit Denunziationen zu Fall. 1586 wurde er des Landes verwiesen. Von Mainz wurde er nach Württemberg ausgeliefert, auf der Burg Hohenurach arretiert, wo er bei einem gewagten Fluchtversuch am 29. November 1590 zu Tode kam.

Frischlins "De vita rustica" war zunächst eine Einführung in Vergils Hirtengedichte. Die Rede wurde 1578 gedruckt, sie erregte vornehmlich im Schwaben- und Frankenland großes Aufsehen. Ein Teil der Auflage wurde nach ihrem Erscheinen beschlagnahmt.[3]

In der "Vita" heißt es u.a.: Der Ackerbau sei von Gott eingesetzt, die ersten Burgen und Städte seien nicht von guten und weisen, sondern von schlechten und gottlosen Menschen wie Kain und Nimrod gegründet worden. Der Landsmann sei freier als der Höfling, der Beamte und der Städter. Ackerbau sei die notwendigste und nützlichste Beschäftigung. Weil die Bauern arbeiten, zudem an der frischen Luft, werden sie älter als die Stadtbewohner. Die Bauern sind die frömmsten und redlichsten Menschen, zugleich sind sie anspruchslos, friedliebend, ehrlich. Und diese

---

2 Vgl. Richard E. Schade: Nicodemus Frischlin, in: Deutsche Dichter, Bd. 2: Reformation, Renaissance, Barock, Stuttgart 1988, S. 100-108; Wilhelm Kühlmann: Nicodemus Frischlin (1547-1590). Der unbequeme Dichter, in: Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile, hrsg. von Paul Gerhard Schmidt, Sigmaringen 1993, S. 263-288.

3 Vgl. David Friedrich Strauß: Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, Frankfurt/M. 1856, S. 174f. Die entscheidenden angefochtenen Stellen der "Vita rustica" in deutscher Übersetzung hier S. 178-183.

Eigenschaften setzt Frischlin mit bei den Landjunkern und Rittern vorherrschenden Lastern in Kontrast. Sie leisten nichts, nützen ihren Fürsten nicht. Sie saufen, treiben Völlerei und schinden die Bauern. Ihre rohen Sitten und ihre grobe Unbildung werden nur noch durch ihren Hochmut übertroffen, den sie mit Grobianismen zu verdecken suchen. Frischlin zitiert als Zeugen Erasmus[4] und L. Vives. Diese Kaine, Nimrode, Räuber, Mörder, schmutzige, trotzige Scharrhanse, dumme Prachthanse, Schreier und Schnarcher überschüttet der Humanist Frischlin mit Spott, weil sie kein oder nur miserables Latein sprechen. Er beschuldigt sie der religiösen Indolenz, unterstellt ihnen Aufruhr und Renitenz und nennt sie unhöfliche grobe Knöpf, "welche, wenn sie zu Rosen aufgehen sollten, so würden die Blätter aussehen wie Eselsohren".[5]

Frischlin schreibt in "De vita rustica" weiter: "Was soll ich aber sagen von dem grausamen Wüten, so etlich Leutfresser (Centauri) unter denen vom Adel an ihren Bauren gar jämmerlich begehen? Dann wie viel meinet ihr, daß an denen Orten, da die größte Straflosigkeit ist, heutigstags Edelleut seien, da ein jeder (Leutfresser - Zusatz d. Übers.) etlich gar unschuldige Bauren um schlechter Ursache willen auf den Tod oder auch gar zu todt geschlagen hat? ... Wolan, du seiest aus ander Leut Stand wer du wollest, wenn dir vor einem solchen Baurenschinder eine Schmach widerfährt, nimm dir für, solche zu rächen: Gott weich von mir, wo nit die andern (Baurenschinder - Zusatz d. Übers.) all, gar wenig ausgenommen (paucissimis exceptis), sich gleich einer Kettin aneinanderhenken, und wider dich Einzigen eine Meuterei, wie vor Zeiten Catilina .., anrichten werden. So du hierin Einen kennest, so kennest du sie all: all stimmen zusammen; (bei solchen Leutfressern - Zusatz d. Übers.) ist Alles gleich und eben; Einer ist an der Uebelthat schuldig, die Andern vertheidigen ihn

4 Nicodemus Frischlin: Oratio de vita rustica. *In: Nicodemus Frischlin: Orationes insigniores aliquot, Argentinae 1598, p. 306 "Certè Germaniae Principes, ac praecipuè Caesar, optimè mereretur de rebus mortalium, si TALIA PORIENTA tolleret de medio, cum suis equis et turribus, nec sineret illis, IN FACINORE DEPREHENSIS, in aliud prodesse generis titulum*; nisi ut, velut imminentes, in altiorem rotam tollerentur: sicut iam olim Magnus ille Erasmus optimè admonuit."

5 In "Apologia", STA Stuttgart. Zit. nach: Josef A. Kohl: Nikodemus Frischlin. Die Ständesatire in seinem Werk, Phil. Diss., Mainz 1967, S. 177.

alle."[6] Frischlin meint weiter: "Ich ... halte es mit L. Vives, daß nichts Närrischers und Eitlichers jemals von Menschen erdacht sei, und das weniger Festes, das du greifst, in sich habe, denn der Adel."[7] Die Adeligen seien Söhne des Teufels, da sie sich wegen des ganz eitlen Wahns ihres Adels über andere Menschen stellen. Den Bauern stellt Frischlin "unsre schwitzenden, rülpsenden, gleich Mastochsen ausgestopfte Hofleute" gegenüber.[8]

Verständlich, daß ein Entrüstungssturm des württembergischen Adels, der bei Frischlin in einigen Passagen direkt angegriffen wurde, einsetzte. Und zur Herbstmesse 1581 lag Marcus Wagners Anti-Frischlin-Schrift vor, die Frischlin selbst sogleich bekannt wurde.

Marcus Wagner[9] wurde 1529 in Friemar bei Gotha geboren und starb um 1597. Der Beruf seiner Eltern ist nicht bekannt. Wagner besuchte in seinem Heimatort, dann in Arnstadt und Gotha die Schule. Welche Universitäten er besucht hat, wissen wir nicht. Seit 1550 oder 1551 reiste er wohl durch verschiedene Länder Europas, offenbar um Bibliotheken zu besuchen, Bücher bzw. Manuskripte aufzufinden. 1557 ging er nach Thüringen zurück und hielt sich schreibend in Jena auf. 1559 erhielt er ein Pfarramt in Buffleben bei Gotha, dessen er 1565 - offenbar wegen seiner

---

6 Zit. nach: Strauß (wie Anm. 3), S. 179f.; der Anfang auch zitiert in: Eckhard Froeschlin: Nicodemus Frischlin. Ein unbehäbig Maul wider die Obrigkeit. Leben und Wirken des Dichters Nikodemus Frischlin (1547-1590), Tübingen 1979, S. /22/.

7 Strauß (wie Anm. 3), S. 180. Original: "Ego verò cum Ludovico Vive, nihil puto ab hominibus stultius & inanius unquam excogitatum; quodq; minus habeat solidi, quod apprehendas, quam est eiusmodi nobilitas." Frischlin (wie Anm. 4), S. 306.

8 Strauß (wie Anm. 3) S. 182. Original: "Confer cum his sudantes, ructantes, refertos epulis, tanquam opimos boves, aulicos nostros, praceres." (Frischlin (wie Anm. 4), S. 311).

9 Vgl. Johann Christian Schöttgen: Leben Marcus Wagners, eines bekannten Thüringischen Historici und Pfarrers zu Buffleben, in: Sammlung verschiedener Nachrichten zu einer Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogthum Gotha, 12. Stück, Gotha 1757, S. 56-91. Der Aufsatz erschien erstmalig in: Dreßdnische gelehrte Anzeigen auf das Jahr 1749, Stück 1-3, S. 212, Stück 5-7, S. 17-32; Georg Michael Pfefferkorn: Merkwürdige und Auserlesene Geschichte von der berühmten Landgrafschaft Thüringen ... (o.O.) 1685, S. 8-11.

positiven Haltung zu V. Strigel[10] - entsetzt wurde. Danach lebte er von seinem väterlichen Erbe in seinem Geburtsort, dabei weiter reisend und schreibend.

In M. Wagners Streitschrift findet sich ein Einschub, der besser als Hauptteil der Arbeit zu bezeichnen ist: "Kurtze / einfeltige / Bewrische verantwortung / auff das lesterliche / vnnütze / vnnd Fladdergeisterische geschmeis vnd gewesch eines queckenden Fröschleins / so sich *titulirt Nicodemum Frischlinum. P. L. Comitem Palatinum Caesareum & Professorem* in einer namhafftigen hohen Schul in Deutschland / Anno 1580, im offentlichem druck ausgegangen / wider die Ordenung Gottes / den löblichen Adelstand."[11] Den Namen der Hochschule nennt Wagner nicht, im von mir benutzten Exemplar[12] steht zu Recht mit Tinte Tübingen am Rande.

---

10 Bei Pfefferkorn (wie Anm. 9), S. 8f. heißt es: "Welcher Wagner dem Synergistischen Schwarm des Strigelii / dessen Famulus er gewesen / angehänget / und deßwegen niemals zu einem Pfarrdienst befördert worden / sondern / nachdem er sich zu Jehna bey einigen Professoren auffgehalten / endlich nebst dem Huberto Lagueto / zu Colligirung derer zu den Magdeburgischen Zenturien benöthigten Sachen / hin und wieder zu Reisen / und die Klöster- und Stadt-Bibliotheken zu durchsuchen / committiret / und zu Wien von Ihro Keyserl. Majestät öffentlich zum *Inqvisitore Antiqvitatum in Europa* erklärt und bestätiget worden / hat er auf diesen Reisen einen feinen Vorraht von Vaterländischen Antiqvitäten zusammen gebracht / die er nachgehends stükweise der Welt mit getheilet ..." Victorinus Strigel (1524-1569) war einer der ersten Jenenser Theologieprofessoren. Begeistert übernahm er die synergistische Position Melanchthons zur Willensfreiheit, stellte sich damit letztlich gegen Luther. Dieser Gegensatz wurde sichtbar, als M. Flaccius 1557 nach Jena kam. Nach Gefangensetzung Strigels, einer Disputation zwischen ihm und Flaccius, ständigen Auseinandersetzungen zwischen den Faktionen beider, kam es 1562 zur Landesverweisung Flaccius'; Strigel wurde wieder in seine Rechte als Universitätsprofessor eingesetzt. Nach Leipzig 1563 übergesiedelt, mußte er hier wegen seiner Neigung zur calvinistischen Abendmahlslehre 1567 ebenfalls die Universitätskanzel räumen. Es erscheint allerdings zweifelhaft, daß Wagner ein Cryptocalvinist oder "Strigelianer" gewesen sein sollte.

11 Marcus Wagner: Von des Adels ankunfft Oder Spiegel / Sampt zweien Ritterlichen / Adelichen Geschlechten / als zur Tugend anreitzung/ und Manlichen Heroischen Thaten nachforschung / kurtzer auszug aus vielen *Antiquiteten, Chronicis,* und monumentis in *Bibliothecis Europae*, Magdeburg 1581, p. J Ia - R IIa.

12 Universitäts- und Landesbibliothek Halle m 436.

Frischlin wird von Wagner schon wegen der Ableitung des Adels von Nimrod als "Müntzerischer Geist" bezeichnet.[13] Immer wieder steht statt der Argumentation die Verbalinjurie. Frischlin sei "das quackende Fröschlein vnnd vnverschampte Geckeler".[14] "... dieser Knipperdölling / oder Fröschekönig" vermeine, den Adelstand aufzuheben; er wolle Fürsten und Adel ausrotten.[15] Diese - m. W. bei Frischlin gar nicht so geäußerte Behauptung - schmecke "nach dem auffrührischem Müntzerischem Geiste."[16] Mißbräuchliche Handlungen des Adels soll man nach Frischlins "De vita rustica" bestrafen. Dazu Wagner: "Hie mag man den Vogel aus seinem eigem gesang wol lernen kennen / das er eine TUBA INGENS *Seditionis*, und Müntzers nachfolger sey mit dem schwerd Gedeonis / welcher die armen Bawren jämmerlichen verführet und verleitet mit diesen worten: *Lasset ewer schwerd nicht kalt werden vom Blut / schmidet pincke pancke / auff dem Ambos Nimrod / vnd werffet jhn den Thurm zu boden.*"[17] Frischlin schreibe: "Städte / Schlösser und die vom Adel haben jre erste ankunfft / von Cain vnd Nimrod. Ergo sol man den Adel ausrotten." Wagner fügt hinzu: "Antwort / dis Argument ist gut Müntzerisch / wolte gern ein new Fewer anzünden."[18] Langatmig macht sich Wagner an die Widerlegung, dabei auf den Syllogismus bauend. Er mißachtet dabei aber, daß es von 256 möglichen aristotelischen Formen desselben nur 19 gültige gibt. Vieles wird Frischlin einfach unterstellt und

---

13 Wagner (wie Anm. 11), p. J IV a.

14 Wagner (wie Anm. 11), p. J IV b. Frischlin wird auch als "Otter" bezeichnet (p. II b), als "Coaxens Rana" (p. L III a).

15 Wagner (wie Anm. 11), p. L I b - L II a.

16 Wagner (wie Anm. 11), p. L II a.

17 Wagner (wie Anm. 11), p. L III b. Vgl. Thomas Müntzer: Brief an die Allstedter, ca. 26. oder 27. April 1525, in: Th. Müntzer: Schriften und Briefe. Kritische Gesamtausgabe. Unter Mitarb. von Paul Kirn hrsg. von Günther Franz, Gütersloh 1968, S. 455. Zu den Etappen der Müntzerschen Obrigkeits- und Widerstandslehre vgl. zusammenfassend: Eike Wolgast: Die Obrigkeits- und Widerstandslehre Thomas Müntzers, in: Der Theologe Thomas Müntzer. Untersuchungen zu seiner Entwicklung und Lehre, hrsg. von Siegfried Bräuer und Helmar Junghans, Berlin 1989, S. 195-220. Vgl. Frischlins "De vita rustica" als "TUBA INGENS SEDITIONUM". Wagner (wie Anm. 11), p. N I b.

18 Wagner (wie Anm. 11), p. L IV a.

dann munter darauf los widerlegt. Wagners Ziel ist, Frischlin als "gut auffrührisch / widertäuffisch" als "Mordgeist" zu qualifizieren.[19] Frischlin wolle "Ein new Müntzerisch / auffrührisch Regiment / das alle Obrigkeit gerne wolte degradirn / vnd allein alles gemein haben."[20] Sicher gebe es im Adel, wie in allen Ständen, auch schlechte Menschen, aber deswegen sei doch nicht der ganze Adelsstand schlecht. Und wieder wird der bereits zitierte Ausspruch Müntzers variiert: Frischlin sei "ein Mordgeist vnd eine *Tuba ingens seditionis*, vnd ein Junger Thomas Müntzer .../ der mit dem Schwerd Gideonis umb sich fichtet / vnd die armen Bawren zum auffruhr wider die obern stende gern anhetzen wolte / wie Jener auch schrey: *Lasset ewer Schwerd nicht kalt werden vom blut / Schmidet pincke pancke auff dem Ambos Nimrod / werffet sie in den Thurm.*" [21] Wagner billigt, daß Frischlins Arbeit in den meisten Exemplaren von den Herren "auffgekaufft / vntergeschlagen vnd beybracht" worden.[22] Ja, er verlangt sogar, man solle Frischlin wegen seiner Schrift hängen.[23] Das ist eigentlich der Höhepunkt der Forderungen, aber weitere Beschimpfungen Frischlins folgen noch seitenlang.

Frischlin hat gegen M. Wagners Schrift zwei Gegenschriften verfaßt: eine deutsche bereits im Oktober 1581, eine lateinische im Dezember 1581.[24] Für die Sache, die Fehde mit dem Adel, bringen die beiden Gegenschriften Frischlins nichts Neues. Und hatte Wagner Frischlin einen

---

19 Wagner (wie Anm. 11), p. M II b, p. N I b.

20 Wagner (wie Anm. 11), p. N II a.

21 Wagner (wie Anm. 11), p. O III b. Vgl. Müntzer (wie Anm. 17).

22 Wagner (wie Anm. 11), p. O IV b.

23 Wagner (wie Anm. 11), p. P IV b - Q I a.

24 Die Titel der beiden Schriften lauten: 1. Grundfeste, warhafte und unvermeidenliche Antwurtt *Nic. Frischlini* wider ein ehr- und schandlos Gedicht *Marx Wagners*, eines Prädicanten, der sich ein *Theol.* und *Historicum* nennet, belangend den teutschen Adel. Sammt einer kurzen Erinnerung an ein ganzen Adel und löbliche Ritterschaft teutscher Nation, und einer kurzweiligen Abfertigung der Vorred Seyfrids Sackpfeiffers, im lutherischen Stift zu Magdeburg. *Vel tandem vincit odiosa veritas* (Zit. nach Strauß (wie Anm. 3) S. 233); 2. Oratio in Marcum Vaganerum Frimariensem Saxonem, Svperioris De Vita rustica defendendae orationis causa. Anno 82 scripta, & demum 87. Pragae edita, In: Frischlin: Orationes insigniores aliquot (wie Anm. 4) p. 334-456.

neuen Müntzer genannt, mit unterschiedlichen Verdächtigungen, so hieß nun dagegen Frischlin Wagner einen neuen Müntzer, der sich des meuterischen Adels gegen die Fürsten annehme und einen neuen Adelsaufstand erregen wolle.

Frischlin schreibt, zwischen Müntzer und Wagner gäbe es verblüffende Ähnlichkeiten: "Ac nescio profecto, quonam fato accidere dicam, quod tantam ambo isti seditionum auctores, inter se obtineant morum, vitae, studij, ac patriae similitudinem. Sicut enim Thomas Monetarius, homo fuit vagabundus & vertiginosus: ita Marcus Plaustrarius, siue Vagnerus, erro est leuissimus, & Panagaea Diana magis vagabundus; vt qui totis triginta annis, per mare, per terras, per montes, per nemora, per saxa, per imbres longè lateq; vt ipsemet iactat, in omni Europa circuuolitauit."[25] Beide stammten zudem aus Sachsen! Sicher hätten sie unterschiedliche Namen, hinzu komme, daß der eine die Bauern zum Kampf anstachelte, der andere aber den Adel gegen die Fürsten und Könige.[26] Frischlin fleht den Kaiser und die Fürsten an, daß Deutschland durch die Taten bzw. Worte von Wagners Anhang kein Unheil geschieht. Hatte Wagner Frischlin des Galgens und Rades für wert gehalten, so erhob jetzt Frischlin gegen Wagner die gleiche Forderung. Kennengelernt haben die beiden Gegner einander wohl nie.

In seinem Verteidigungs- bzw. Entschuldigungsschreiben während seiner Haft weist Frischlin den Vorwurf zurück, "ein Adelsschänder, ein aufrührischer Thomas Müntzer, ein radmäßiger Bluthund" gewesen zu sein.[27] Aber in seinem Denken schwingt Müntzer stets mit. Das bezeugt auch seine "Phasma de variis Haeresibus et Haeresiarchis", in der Müntzer letztlich mit Andreas Karlstadt auf eine Stufe gestellt wird. Hier zeigt sich Frischlin über die Häresien der Zeit hervorragend informiert. Der Kunstgriff, sie zum Ausdruck zu bringen, besteht darin, daß der Teufel eingeführt wird. Dieser sieht als bestes Mittel, Seelen von Gott abtrünnig zu machen, die Erneuerung alter Irrtümer. Er gibt sie Schlafenden in

---

25 Nicodemus Frischlin: Oratio Nicodemi Frischlini in M. Vaganerum Frimariensem Saxonem, (wie Anm. 24), p. 29.

26 Frischlin (wie Anm. 24), S. 30. Original: "Quare per omnia similes sunt; neq; quicquam alter ab altero discrepat, nisi quod Thomas Apostoli, Marcus Euangelistae; nomen inique sortitus est; & quod ille agricolas ad arma incitauit."

27 Strauß (wie Anm. 3), S. 499f.

Traumgeschichten ein. Seine Erfolge zeigen sich an Karlstadt, der in der Abendmahlsfrage "iam olim damnatam Berengarij haeresin / Restauret", dessen Lehre von den zwei Naturen Christi "etiam Nestorij pestilens furor fuit". Sie zeigen sich weiter an Thomas Müntzer, der mit den Wiedertäufern auch den Bauernkrieg heraufbeschworen haben soll:

"... nocturnis freti somnijs
Ac spectris, Rusticos ad arma bellica
Contra Magistratum excitabant inprobi
Hine atrox et succestum illud Germaniae
Bellum exorsit, quo pene centum millia
Agricolorum miserè procubucere in acie
Nam veterum Catharorum, et Novati dogmata
Renovabat ..."[28]

Offen bleibt, ob nicht die auf diese Weise vom Satan Ergriffenen, unschuldig Verführte sind. Übrigens läßt schon der erste Akt Frischlins Sympathien für die Klagen von Bauern über die geistige Not der Zeit deutlich werden. Der zweite Akt beschäftigt sich zunächst mit der radikalen Neugestaltung des Gottesdienstes 1524 durch Karlstadt in Orlamünde. Dabei werden A. Karlstadt und Thomas Müntzer, die von Luther dem widertäuferischen Bauern Meliboeus gegenüber als "huius seculi Furias" bezeichnet werden[29], miteinander und beide zusammen mit den Wiedertäufern gleichgesetzt. Auf Einzelheiten, die viele Zeitbezüge des 16. Jahrhunderts widerspiegeln, kann hier nicht eingegangen werden.

---

28 Nicodemus Frischlin: Phasma. Hoc est; Comoedia Posthvma, Nova et Sacra: De Variis Haeresibus et Haeresiarchis; Qui Cum Luce renascentis per DEI gratiam Evangelii hisce novissimis temporibus extiterunt, Impressum in Jacygibvs-Metanastis, A.C.n. 1598, p. A 2 In: Nicodemus Frischlin: Operum Poeticorvm. Pars Scenica. Argentorati 1598 (nach p. 632, unpaginiert). Zu Th. Müntzers Darstellung in "Phasma" vgl. auch: David Price: The Political Dramaturgy of Nicodemus Frischlin, Essays on Humanist Drama in Germany. Chapter Hill and London 1990, p. 95f., 107 (University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures, p. 111).Vgl. auch: Adalbert Elschenbroich: Imitatio und Disputatio in Nikodemus Frischlins Religionskomödie "Phasma". Späthumanistisches Drama und akademische Unterrichtsmethode in Tübingen am Ausgang des 16. Jahrhunderts, in: Stadt - Schule - Universität - Buchmessen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposions der DFG 1974 in Wolfenbüttel. Hrsg. von Albrecht Schöne, München 1976, S. 335-370.

29 Frischlin (wie Anm. 26), p. A 8.

Wagner hat nach Frischlins Tod eine eigene Arbeit zu Thomas Müntzer verfaßt.[30] "Es handelt sich hierbei nicht um ein Erzeugnis historischer Wissenschaft, sondern um ein 'Historienbüchlein' mit buntestem Inhalt, bestimmt für einen breiten Kreis sensationslüsterner, abergläubischer und ungebildeter Leser."[31] Allerdings hat er hier einige Nachrichten über Nicolaus Storch und seine Lehre mitgeteilt, die der Forschung ansonsten unbekannt sind. Das gilt vornehmlich für Storchs "Artikelbrief", der uns wohl nur in Wagners Schilderung überliefert ist.[32] Storch ist hiernach der eigentliche Urheber des Thüringischen Bauernkrieges. Natürlich beinhaltet auch diese Arbeit Wagners ein Bekenntnis zur bestehenden Obrigkeit.[33]

Sicherlich: bei all seinem Aufbegehren, bei seiner Unrast, seiner oppositionellen Grundhaltung, seinem taktischen Ungeschick usw. usf.: ein "junger Thomas Müntzer" ist Nicodemus Frischlin *keinesfalls* gewesen. Wenn ihn etwas mit Müntzer verbindet, so vielleicht sein Humanismus.[34], nicht dagegen seine spezifische Religiosität, seine Mystiknähe, sein Chiliasmus und seine Apokalyptik. Wenn er als "junger Müntzer" tituliert wird, so zeugt das lediglich von der Macht des Namens Müntzers, den die Reaktion jeglichen Couleurs für den Inbegriff alles Bösen, Schlechten, Verdammenswerten setzt - noch mehr denn fünfzig Jahre nach Müntzers Hinrichtung und weit darüber hinaus.

---

30 Marcus Wagner: Einfeltiger Bericht: Wie durch Nicolaum Storcken die auffruhr in Thüringen / vnd vmbligendem Revir angefangen sey worden, an alle Teutschen ... zur vermahnung, sich fur Auffwigelung zu hüten / Samt einem grossen vnerhörten Wunderzeichen eines schrecklichen vngestümmen Wetters / das groß schaden gethan / an den Bäumen in den Wäldern ... Sonderlich wie ein Storck oben auff der Zinnen sitzende auffm Thurm neben dem Kirchner / so die Wetterglocken geleutet, zu Frimar tode seind gefunden worden / auffm Kirchhof ... Anno a nato Christi, /Erfurt/ MDXCVII.

31 Steinmetz (wie Anm. 1), S. 159.

32 Wagner (wie Anm. 29), S. 10b-17a; vgl. Steinmetz (wie Anm. 1), S. 160-168.

33 Vgl. Wagner (wie Anm. 28), p. 29 a-b.

34 Vgl. Ulrich Bubenheimer: Thomas Müntzer. Herkunft und Bildung. Leiden - New York - Kobenhavn - Köln 1989, S. 194-229; Ulrich Bubenheimer: Thomas Müntzer und der Humanismus, in: Der Theologe Thomas Müntzer (wie Anm. 17), S. 302-328.

Johannes Irmscher

Schlußbemerkungen: Rückblick und Reflexion

Dem Epilogus obliegt es, Dank zu sagen. Wenn ich auf Kongressen um solches Schlußwort gebeten werde, so bediene ich mich für gewöhnlich des Lateinischen als der internationalen Gelehrtensprache, die in solchen Relikten erfreulicherweise noch fortlebt. Heute möchte ich davon absehen - auch im Hinblick auf griechische Zuhörer, welche lieber ihre eigene, vom Altertum zur Gegenwart reichende Sprache in jener internationalen Funktion sehen möchten.

Unser heutiges Kolloquium, dessen Dauer wir bewußt begrenzten, sollte Fragen an Byzantinistik und Neogräzistik richten, die Wissenschaften, die mich in den letzten Jahren vorwiegend beschäftigten. Ich meine, das Kolloquium hat diese Aufgabe erfüllt, Anregungen zu vermitteln; abschließende Lösungen zu finden, war schon von der begrenzten Zeit her a priori nicht möglich. Für den Sitzungsbericht können jedoch umfänglichere Manuskripte eingereicht werden, welche über den Kolloquiumsbeitrag hinausgehen. Namens der Sozietät darf ich allen Kolleginnen und Kollegen für ihre Mitarbeit danken und bitte, den zum Druck vorgesehenen Text möglichst bald einzureichen.

Doch noch ein zweites ist mir wichtig. Mein Lebensgang vollzog sich unter vier verschiedenen deutschen Regimen, von denen ein jedes für sich in Anspruch nahm, allein seligmachend zu sein. Entsprechend wird die Damnatio memoriae immer wieder als Ausdruck vermeintlichen Demokratismus angesehen. In anderen Ländern wird das jedoch anders betrachtet. Vor wenigen Wochen erreichte mich eine Veröffentlichung der italienischen Universität Macerata, die unter dem Leitgedanken steht: Pietatis erga magistrum causa[1]. Man kann, ohne das Anliegen zu entstellen, durchaus auch Plural sagen: Pietatis erga magistros causa. Denn die Humanitas, die aus diesen Worten spricht, schließt verständnisvolle Toleranz ein; in der Bischofsstadt Macerata gibt es ja auch, wie für Italiener selbstverständlich, eine Antonio-Gramsci-Straße.

---

1 Giorgio Bonamente, Per Massimiliano Pavan, In ricordo di un maestro, Assisi 1993, 7.

Mein Studium begann ich mit dem Sommersemester 1939 an der Universität Leipzig. In der klassischen Philologie waren meine Lehrer Wolfgang Schadewaldt und Friedrich Klingner, ferner Karl Büchner und der Hilfsassistent Fischer. Alte Geschichte hörte ich bei Helmut Berve, Geschichte der Mathematik bei dem bedeutenden holländischen Mathematiker B. L. van der Waerden. In der alt- und neutestamentlichen Wissenschaft sowie in der frühen Kirchengeschichte waren meine Lehrer Begrich, Leipoldt, Oepke, Rudolf Meyer sowie Hermann Wolfgang Beyer und der Hilfsassistent Werner Müller. Die mittel- und neugriechische Philologie vertrag Gustav Soyter, das Mittellatein Walter Stach. In die Sprachwissenschaft führte mich Heinrich Junker ein, in die klassische Archäologie Bernhard Schweitzer. Philosophie, vor allem Philosophiegeschichte trieb ich unter Anleitung von Hans-Georg Gadamer, seinem Schüler Schlunk und Werner Schingnitz, die Bibliothekswissenschaft vertrat, eben zum Bibliotheksdirektor ernannt, Fritz Prinzhorn. Über den europäischen Gesichtskreis hinaus führten der Altorientalist Johannes Friedrich sowie der Japanologe Junshiro Wakayama.

Es erwies sich als eine glücklich Fügung, daß ich mein Studium sehr breit angelegt hatte, denn die Einberufung zur Hitlerwehrmacht am 4. Dezember 1940 unterbrach meine Ausbildung auf mehr als vier Jahre und machte mich zum Pazifisten, der jedweden Versuch, politische Probleme mit militärischen Mitteln zu lösen, kritisch hinterfragt. Um das für die Promotion geforderte akademische Triennium zu erfüllen, setzte ich in den Jahren 1946 bis 1948 neben meiner beruflichen Tätigkeit mein Studium an der Berliner Humboldt-Universität fort. In der klassischen Philologie waren meine Lehrer Günther Klaffenbach, Wolfgang Schadewaldt und Johannes Stroux, Hebraistik setzte ich unter Leitung von Walther Braune fort. Überdies beschäftigte ich mich theoretisch wie praktisch mit Fragen der Pädagogik unter Anleitung der Herren Robert Alt, Gaede, Wilhelm Hartke, Leyhausen, Müller-Freienfels. Mit moderner Bürotechnik machte der Lehrbeauftragte Menzel vertraut.

Auch nach erfolgter Promotion suchte ich als Gasthörer meinen Gesichtskreis zu erweitern. Ich hörte die Politologen Ernst Niekisch und Wolfgang Harich, die Theologen Aland und Rost und trieb Russisch unter Anleitung von Lydia Behrsing. Von all den genannten akademischen Lehrern ist keiner mehr am Leben. Ein kluger Kollege schrieb mir kürzlich, die Dankbarkeit gehöre nicht zu den platonischen Kardinaltugenden, und deshalb hat sie wohl auch in der freiheitlich-demokratischen Ordnung keine allzu feste Position. Immerhin wußte sie Platons Zeitgenosse

Xenophon in seinem Erinnerungsbuch zu preisen, und der Philosoph Seneca in der frühen römischen Kaiserzeit schrieb „Über die Wohltaten", nicht im Sinne des „Do ut des", sondern als Lobpreis der ihnen zugrundeliegenden ethischen Werte. Für das junge Christentum machte die Dankbarkeit gegenüber den Mitmenschen einen Bestandteil der Nächstenliebe aus; und in konsequenter Fortführung dieser Linie definierte sie der bis heute wirkende Kirchenlehrer Thomas von Aquino im 13. Jahrhundert als Tugend. Gleichermaßen sah Immanuel Kant in der Dankbarkeit eine Tugend und heilige Pflicht. In dieser Tradition, die durch orientalische, indisch-chinesische Denkansätze wirkungsvoll vertieft und erweitert wird, sollten die vorgetragenen Gedanken gesehen werden und Hoffnung wecken in einer mitunter ausweglos erscheinenden Welt.